

Sicherungsverfilmung

Landesarchiv Berlin

# **Preußische Akademie der Künste**

**Band:**

**I /**

**332**

**- Anfang -**

*Zeitungsaufkleber*

PrAdK

Akademie der Künste, Archiv  
Preussische Akademie der Künste

*I/332*

PREUBISCHE AKADEMIE DER KUNSTE

Zeitungsartikel

---

---

---

Laufzeit: 1921 - 1942

Blatt: 16

Alt-Signatur: II/049

**Signatur: I/332**

## Hat der Polizeipräsident Anspruch auf eine Theaterloge.

Die Frage, ob die Berliner Bühnen verpflichtet sind, dem Polizeipräsidenten täglich eine Loge unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, beschäftigte in der Berufungsverhandlung den 10. Senat des Oberverwaltungsgerichts. Die Theaterleiter hatten seither dem Polizeipräsidenten täglich eine Loge mit 2 bis 6 Plätzen unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Als durch die Meinungsverschiedenheit die Zensur abgeschafft worden war, glaubten sie, daß ein Grund für die Bereitstellung der Logen nicht mehr vorhanden sei. Um eine Entscheidung herbeizuführen, verweigerte Direktor Aren vom Thalia-Theater und Neuen Operetten-Theater in einem Falle die Benutzung der Dienstplätze. Der Polizeipräsident erließ darauf eine Verfügung, durch die den Theatern anbefohlen wurde, die Logen weiter zur Verfügung zu stellen. Im Auftrage der Bühnenleiter erhob nun Direktor Aren durch seinen Rechtsbeistand H. A. Dr. Frankfurter Klage. Der Bezirksauspruch hat die Verfügung des Polizeipräsidenten aufgehoben, und zwar mit der Begründung, daß nach dem Weggang der Zensur der Polizeipräsident allerdings weiter das Recht hat, die Theater zu kontrollieren, im Interesse der Sittlichkeit, der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Wenn aber verlangt werde, daß an jedem Abend alle Berliner Theater dem Polizeipräsidenten seine Loge zur Verfügung zu stellen hätten, so gehe das über das Uebersinnliche hinaus.

Gegen diese Entscheidung hat der Polizeipräsident Berufung eingelegt, die in der Sitzung durch Geheimrat Schöffel vertreten wurde. H. A. Dr. Frankfurter war der Meinung, daß für die Verhängung des Polizeipräsidenten jede geschliche Grundlage fehle. Wenn es kein anderes Mittel für den Polizeipräsidenten gäbe, die ihm obliegende Sorge für die öffentliche Ordnung zu erfüllen, dann müsse er die Loge selbst bezahlen. Der Vertreter des Polizeipräsidenten erklärte, die Polizei müsse die Möglichkeit haben, unvorhergesehen im Theater zu erscheinen. Außerdem habe der Polizeipräsident zu prüfen, ob die Bau- und Feuerpolizei und deren Bediensteten beherbergt würden. Dagegen wendete H. A. Dr. Frankfurter ein, das sei Aufgabe der Kreisbehörden, denen Dienstplätze zur Verfügung ständen. Die Direktoren werden dem Polizeipräsidenten auf Anforderung stets Plätze in der Direktionsloge zur Verfügung stellen. Die Bereitstellung einer Loge bedeute für 26 Berliner Bühnen einen Einnahmeausfall von etwa 16 Millionen Mark jährlich. Eine interne Verfügung des Polizeipräsidenten beweise, daß mit den Archiven auch Mißbrauch getrieben werden sei. Die Logen seien oft von Unterbeamten, Beamten und Kindern, auch von Dieben besetzt worden. Folglich erklärte der Vertreter des Polizeipräsidenten, daß gerade die Abnahme der Strafen den Beamten einen Maßstab des allgemeinen sittlichen Empfindens er mögliche.

Das Gericht schickte die Entscheidung aus; sie wird den Parteien schriftlich übermittelt werden.

# Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau

Nummer 63

Mittwoch, den 16. März 1921

Abdruck der Originalmanuskripte erbeten.

## Die Kulturarabgabe.

Von Dr. Georg Götter.

Zu den Menschen, die durch die Segnungen der Revolution in besonders schwere Notlage geraten sind, gehören die schaffenden Künstler auf allen Gebieten der Kunst. Begreiflicherweise ist deshalb der Gedanke, ihnen durch die Vergewaltigung der Kulturarabgabe nach dem Muster des französischen „domaine public payant“ zu helfen, sehr begünstigt aufgenommen worden.

Trotzdem sollten gerade die schaffenden Künstler die Angelegenheit sehr reiflich erwägen und vor allen Dingen nicht befehlungslos einem Vorschlage zustimmen, der jetzt in der Presse stark angepöbeln wird.

Ursprünglich war die Kulturarabgabe so gedacht, daß vom Abschaff aller verlagsfreien Werke eine Abgabe entrichtet werden sollte, mit deren Erträgnis die Notlage der schaffenden Künstler auf allen Gebieten gelindert, insbesondere die Veröffentlichung und Verbreitung ihrer Werke ermäßigt würde.

Die größten Opfer für diese Kulturarabgabe hätten demnach alle die Verleger zu tragen, die besonders viele verlagsfreie Werke herausgeben. Zu diesen Opfern haben sich der Vorstand des Musikanten-Verleger-Vereins und die maßgebenden Herausgeber gemeinfreier Musikwerke bereitwillig. Das muß vor allen Dingen betont werden. Die Sache wäre zweifellos ihren guten Weg gegangen und hätte ohne Gefährdung der deutschen Kunstpflege Segen gestiftet, wenn nicht — Herr Hofrat Dr. Köhler sich der Sache angenommen hätte!

Ich brauche denjenigen Lesern, die die Kämpfe um die Ausführgerechte mitgemacht haben, nicht zu sagen, daß die Art, wie Herr Hofrat Köhler sich und seine Abkömmlinge diktatorisch durchzusetzen beliebt, das deutsche Musikleben der letzten beiden Jahrzehnte bereits unheilvoll genug beeinflusst hat. Es war mir, der ich von Anfang an diese Art Kunstpolitik aufs schärfste bekämpft habe, stets eine Genugtuung, wenn ich von den Mitgliedern seiner „Genossenschaft“, die ohne jedes Mitbestimmungsrecht, ja einst sogar nur als Zuhörer (!), an den Versammlungen teilnehmen durften, Klagen über diese Zwangsankast hörte. Und noch jüngst bedauerte mir gegenüber im Auslande ein völlig neutraler Sachmann, daß die Einigungsbestrebungen der Ausführgerechten der Aufführungs-Gesellschaften im Auslande ein völlig neutrales Stande des Herrn Hofrats Köhler gelähmt seien.

Es ist nicht verwunderlich, daß gerade er um seine Machstellung zu erweitern, sich der Angelegenheit der Kulturarabgabe mit besonderem Eifer bemächtigte.

Er hat für den Reichswirtschaftsrat eine Denkschrift ausgearbeitet, die zwar bezeichnenderweise nicht zu bekommen ist, aber nach dem, was die wohl vorbereitete Presse daraus mitzuteilen vermag, „einfachster Köhler“ ist.

Grundlich muß ganz allgemein gesagt werden, daß in einer solchen großen Sache Brauchbares nur erreicht werden kann, wenn alle Teile, die Kunstschöpfer, die Verleger und Sortimenter, eine gute und guten Willens sind, eine vorhandene Notlage du beilegen.

Das ist ausgesprochen, sobald Herr Hofrat Köhler sich in die Sache mischt oder gar die erste Geige spielt! Das müssen sich Reichswirtschaftsrat und späterhin Reichstag und Reichsrat zu allererst klarmachen.

Herr Hofrat Köhler ist, da er leinertzeit in dem bis zum Reichsgericht durchgeführten Prozesse gegen die überwindende Mehrzahl der deutschen Musikverleger eine schwere Niederlage erlitten hat und seine Oberverleumdung über das ganze deutsche Musikleben dadurch unmöglich gemacht worden ist, der erbitterteste Gegner des deutschen Musikverlages, dem er auch jetzt wieder vorwirft, daß er „völlig verlagert“ habe.

Daß dadurch, daß dieser Mann die ganze Sache nach seinem Kopfe machen soll, ein gedächtnisses Arbeiten von vornherein unmöglich ist, sollten sich auch diejenigen sagen, die über Herrn Hofrat Köhler anderer Ansicht sind als ich. Ich würde es ihnen auch nicht übelnehmen, wenn sie es ablehnten, daß ich bestimmen soll, wieviel Steuern Richard Strauß zu bezahlen habe.

Aber ganz abgesehen davon, daß jeder, der die Verhältnisse kennt, den bestimmen muß, daß Herr Hofrat Köhler Urteil bei einer solchen das gesamte Musikleben des Volkes angründenden Fragen von vornherein als völlig belanglos abgelehnt werden müßte, ist manches, was aus seiner Denkschrift bekanntgeworden ist, so ungeschmacklich und hat mit dem Zwecke der Kulturarabgabe so gar nichts zu tun, daß der Widerspruch dagegen gar nicht laut genug erhoben werden kann.

Nach der Denkschrift soll nicht etwa nur von den verlagsfreien Werke eine Abgabe erhoben werden. Nein, bei jedem Verleger soll gleich auf alles, was er veröffentlicht und abdruckt, eine Abgabe von 10 v. H. des Ladenpreises (!) erhoben werden, auf alles, „von der Bibel bis zur „Gru ohne Schatten“ und was nach in ihrem Schoße ruht“, wie jemand witzig bemerkte. Der Verleger soll großmütig die Erlaubnis erhalten, die 10 v. H. auf den Ladenpreis zu erlassen. Weiß Herr Köhler, was jetzt das Preis ist? Weiß er, daß die Verleger trotz der viel höheren Erleichterung aller Kosten bisher auf den Friedenspreis höchstens 250 v. H. aufgeschlagen und es abgelehnt haben, durch weitere Erleichterung des Zustandes der Verleger den Kaufpreis zu erhöhen, weil sie sich selbst und den Schöpfer des Werkes zu erhöhen, den dann unbedingt eintretenden starken Rückgang des Absatzes nicht schädigen wollten? Hat Herr Köhler eine Ahnung davon, daß wegen der hohen Musikantenpreise schon jetzt der Verkauf erster Musik lebender Komponisten sehr zurückgeht, daß meist über die Hälfte von allem, was die Sortimenter umlegen, Ware ist, die mit Kunst nichts zu tun hat?

Wenn kein Vorschlag durchginge, dann könnten sich die Musiker, die erste Kunstwerke schaffen, aber nicht Mode sind, bei Herrn Hofrat Köhler dafür bedanken, daß durch den Aufschlag von 10 v. H. auf den Ladenpreis der Verkauf ihrer Werke so schön — gelitten hat!

Der ganze Plan kommt einzig und allein denen zugute, die zu ihren Lebzeiten so beliebt beim Publikum sind und solche Schläger schreiben, daß sie trotz der Verteuerung gekauft werden. Und diesen Leuten, die an sich schon glänzende Einnahmen haben, sollen nach dem Plan der Denkschrift die 10 v. H. voll und ganz ausgezahlt werden! Was hat das mit Kulturarabgabe zu tun? Mühte der Erfinder eines solchen Vorschlages nicht ohne weiteres für den Reichswirtschaftsrat usw. als „Sachverständiger“ erledigt sein? Er wird's leider nicht, denn da er ein sehr mächtiger Mann ist, magt man nicht, was an Musikernachwuchs herumläuft oder als gereifere Generation immerhin es mit niemand verderben möchte, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Denn man könnte doch vielleicht auch einmal so gangbare Werte schreiben, daß sich der Extraprofit von 10 v. H. lohnt! Ja, wenn der Gesellschaft nicht so häufig großzügig wäre! Wenn die Leute nicht bei ihrem sogenannten „Scheitern“ — fast so mißbrauchtes Wort wie „Genossenschaft“! — nicht immer gleich an die Landkassen dächten! Wenn es noch Künstlergeist in Deutschland gäbe!

Würde ein einziger wirklich Kostelnder von diesen 10 v. H. einen Nutzen haben? Wieviel hätten Hugo Wolf und Anton Bruckner dann ausgezahlt bekommen? Was wurde von ihnen bei Verlegern gefaßt? Und was bekamen statt dessen Richard Strauß, Walter Kollo, Sudermann und die Courts-Mahler? Brauchen wir, damit deren Einnahmen wachsen, familiäre Preise um 10 v. H. zu erhöhen und lausche vielen Ringenden den bescheldenen Maßstab, den sie bei ersten Kunstfreunden gefunden haben, noch zu erschweren?

Hat Herr Hofrat Köhler noch nichts von Schächererlust und Kriegsgewinnerelektüre gehört? Weiß er nicht, daß diejenigen Leute, die gute, neue Musik kaufen möchten, kein Geld haben, und daß diejenigen, die reich geworden sind, nur Schläger und Modeware verlangen? Ich höre den Einwand, daß denen, die an diesem unvermeidlichen „Revolutionskulturgenuss“ den ihnen der reigende Vorstoß der 10 v. H. sicherte, keinen Teil haben können, durch die 10 v. H. gehoben werden soll, die von den verlagsfreien Werken abfallen. Aus der „allgemeinen Kulturschasse“, die voraus gefüllt werden wird, sollen nun wertvolle Werte gedruckt und verbreitet, ja sogar aufgeführt werden.

Und wer übernimmt diese Auswasch? Der allgemeine deutsche Musikverein? Ein Schriftstellerverband? Eine Kunstgenossenschaft oder Segeffion? Und was wird mit den Werten derer, die mit solchen Verbänden auf Gegenleistung nichts zu tun haben wollen? Wird die Kasse nicht in lausche vielen Fällen eine Kasse zur Kultur der Korruption werden müssen? Nicht etwa, weil das die Erfinder und Verwalter wollen, sondern weil immer und unweigerlich, wenn es sich um Massen handelt, minderwertige Motive mitspielen und Betrümmertität eintreten muß!

Auch mit einer Kulturarabgabe macht man die Menschen nicht anders, als sie sind, denn drei Viertel derer, die sich Künstler nennen, haben keine Spur Künstlerethik in sich, am allerwenigsten in der Zeit des Scheiterns! Die allergrößten Künstler, um deren Willen man schließlich nur das Recht hätte, so etwas „Kulturarabgabe“ zu nennen, haben niemals so sehr den delfischen Lohn ihrer Tätigkeit als den Entgeltswert ihrer Werke bedacht; sie haben geschäftlich und sind gewachsen im Lieberwinden der äußeren Widerstände. Man denke sich einen Franz Schubert, einen Schiller „vorsprechend“ wegen Unterfütterung aus der „Kulturschasse“!

Der Gedanke der Kulturarabgabe muß ganz anders aufgeföhrt werden, wenn er für die Kunst Segen bringen soll. Die stärksten Sicherheiten müssen geschaffen werden, daß das, was (selbstverständlich nur aus der Abgabe von den gemeinfreien Werken) jährlich einfließt, in jeder einzelnen Kunst nur so verwendet wird, daß ohne Ansehen der Partei und Person nur der Kunst gedient und nur von denen, die ihr recht dienen, wirtschaftliche Notlage abgewendet wird.

Man vergesse auch hier nicht, daß aus der überwindenden Mehrzahl aller Stipendiaten nichts Bedeutendes wird und daß noch immer diejenigen, die der Geist trieb, sich durch alle Widrigkeiten durchgerungen haben und gerade in diesen Kämpfen groß und stark und Führer geworden sind! Gar nicht zu reden davon, daß man keine Kunst und keinen Volke mit Geld aushilft, sondern mit sittlicher Erneuerung! Dafür aber ist kein Reichswirtschaftsamt oder Reichstag zuständig!

## Seemannsbriele.

Von Ernst Römer.

Im Januar 1921.

Lieber Jan,

Du hast das bessere Teil ermahnt. Wenn ich Dir doch nachfliegen könnte! Vor einem Monat bald hast Du die Orkney-Inseln gerundet mit Deinem Segler und schwimmst nun im südlichen Ozean. Du hast den Schmutz und die Schande des verrotteten Europas hinter Dir gelassen mit Deiner befreiten Tat, und die Lehre des großen Königsbergers wird Dir Tag um Tag zu immer neuem Erlebnis; den ewigen Sternenhimmel über Dir, die Pflicht zum Guten in Dir!

Glaube nicht, Freund, daß ich Dir einen Trost zuschicken will, daß Du aus der Not eine Tugend machen sollst. Und beneide mich nicht um die sogenannten Annehmlichkeiten meiner Dampferfahrt. Sie führt mich nach den fändinischen Häfen und alle vier Wochen in die Heimat zurück. Ja. Zum Weihnachtsfest hatte ich sogar das Glück, zu Hause zu sein. Um einen richtigen deutschen Lammbaum durfte ich setzen, durfte überall nach dem festlichen Duft der Nadeln schnuppern und sah Dich im Geiste einen Weizen grün amalen und Holzküßchen hineinlecken. Das war dann Euer Christbaum an Bord. Oder vielleicht hatet Ihr gar keinen, und dafür einen Kuchbaum, der Euch die Seele

So auch im Frau Elisabeth, Hanenfeldt, deren aufopfernde Krankenpflege und stete Sorge um ihre Zerstörungslinien Kraft von Gottes Kraft und Liebe von Gottes Liebe war. Mühte ich doch niemand von den dürfen uns so lieben dahingegangenen Leidensgenossen, der nicht Geist von diesem Geiste wäre und mit der gleichen großen Aufopferungsliebe sein eigenes Ich für den andern eingelegt hätte.

Sechs Wochen durfte ich in dieser Welt von Liebe und Schönheit leben, eine Welt, wie ich sie bis jetzt nicht gekannt, bis ich nicht habe begreifen können, so groß, so durchdrungen von Gott und Gottesbewußtsein, eine Welt, wie sie auf Erden keinen Bestand hat.

Hart griff der Tod in unsere Mitte und nahm uns unsere teuren untergegangenen Leidensgenossen. Tief erschauern sollte ich vor diesem ewigen Geheimnis. „Du weisst den Weg“, flüsterte Marion v. Klot in ihrer letzten dunklen Stunde“, und mit ein Athem ging es durch die letzten der Zurückgebliebenen: „Eine Straße muß ich gehen, die nach keiner ging zurück“. Und gehoben Saupies gingen sie die Straße, wie Straßen groß im Leben, groß im Sterben als leuchtendes Vorbild, und unzerfurcht, unaussprechlich für die wenigen der zurückgebliebenen Leidensgenossen, deren Liebe und tieferer Dank sie hinausbegleitet bis über das Grab.“

## Der rechte Weg.

Von Erich Schläpfer.

Von einem rheinischen Diplomingenieur, der sich gelegentlich eines vorübergehenden Berliner Aufenthaltes in die „Reigen“-Ausführung verirrte und dort verhaftet wurde, erhalten wir den folgenden Schriftsatz, den wir als ein Kulturbild aus dem Deutschland der Novemberrevolution an unsere Leser weitergeben:

Köln am Rhein, 25. Februar 1921.

An die Staatsanwaltschaft I beim Landgericht I Berlin. Wohnort.

Betrifft: Anzeige gegen

- 1) Herrn Eladef, Direktor des Kleinen Schauspielhauses, Berlin, Hallesche Straße,
- 2) Herrn Polizeipräsidenten Richter,
- 3) Herrn Regierungsrat Dr. Weiß der Abteilung AI des Polizeipräsidiums.

wegen widerrechtlicher Freiheitsverletzung.

Der Tatbestand ist folgender: Bei Gelegenheit meines vorübergehenden Aufenthaltes in Berlin besuchte ich am 22. Februar 1921 die Vorstellung „Reigen“ im Kleinen Schauspielhaus, Hallesche Straße. Nach dem dritten Akte machte sich eine lebhaft linke im Publikum bemerkbar, und es wurden Zwischenrufe laut, die einen Abbruch der Vorstellung verlangten. Da trat der Direktor vor die Rampe und erklärte dem Sinne nach folgendes: „Meine Herren, schafften, geben Sie sich gar keine Mühe, das Theater ist von einer starken bewaffneten Macht umstellt, und keiner kommt heraus. Diese Verletzung erregte den Unwillen vieler Anwesenden, und auch die in meiner Begleitung befindliche Dame bot mich, mit ihr sofort das Theater zu verlassen. Ich begab mich darauf in den Vorraum des Theaters, um festzustellen, ob die von der Bühne verübte Mordhandlung tatsächlich getrieben war. Da sich jedoch der Protest des Publikums im Vorraum nicht, begab ich mich im Interesse meiner Begleiterin in den Theaterraum zurück, wo zum zweiten Male die vorher angekündigte Verletzung erfolgte. Im Zuschauerraum spielten sich nun sehr erregte Szenen ab, da plötzlich ohne Ansehen der Person und maßlos Festnahmen durch Kriminalbeamte erfolgten. Ich verlangte nunmehr durch Zuruf nach der Bühne: „Ich ersuche, sofort das Theater verlassen zu können.“

Scheinbar auf Grund dieses Zurufes wurde ich daraufhin von einem sich sehr aufgeregt gebärdenden Kriminalbeamten verhaftet, einem anderen übergeben und sofort zwangsweise in den Vorraum des Theaters abgeführt. Meiner Forderung, mich auf Grund meiner Legitimation sofort zu entlassen, wurde keine

\*) Marion v. Klot fügte hinzu, wie Hunderte ihrer Leidensgenossen damals auf ihrem Todeswege in jenen Wochen gelitten, die Worte: „Mein Gott, nur jetzt ist mich nicht schwach werden!“

\*\*) Sie fielen im Gefängnis im Kiga am 22. Mai 1919, während die deutsche Eiserne Division und die baltische Landwehr schon die Stadt eroberten.

Dein jetzt zu bleiben in Not und Tod

Ist deiner Eöyne Liebesgebot.

Was du uns gabs, nun endlich zu erwerben,

Für dich zu leben und, wenn's gilt, zu sterben!

## Unseres Herrgotts Versuchsfinder.

Copyright 1921 by Verlag der „Täglichen Rundschau“, Berlin.

22) Novelle von Fritz Berger.

Endlich blühte sie Herrn Aventinus voll an. „Ich habe Euch zu mir rufen lassen, lieber Herr Magister“, sprach sie weich, „weil ich endlich zu einer Menschenseele sprechen muß von dem, was mich so lange schon Tag und Nacht besüßigt. Zu meinen Brüdern kann ich's nicht; Ludwig, der ewig fröhliche, lacht mich aus, und der strenge Wilhelm runzelt die Stirn, wenn ich nur den Mund aufhebe! Darf ich zu Euch noch reden wie einst, wo ich als halbes oder ganzes Kind bei Eurer Erfahrung meine Lust suchte?“

„Ich habe stets dankbaren Sinnes der Zeiten gedacht, wo ich Euer Vertrauen in solchem Maße besaß“, versetzte warm und herzlich der Gelehrte. „Wenn auch meine Erfahrung nicht ausreichen sollte, Euch in schwieriger Lage Rats zu erteilen, da ich, in meine fernsten Studien versunken, von den Händeln der Welt, wie sie jetzt läuft, nur allzu wenig verstehe, so sollt Ihr doch gewiß sein, daß Ihr zu keinem treueren und verträglicheren Herzen sprechen könnt!“

„Das weiß ich, lieber Herr Magister!“ rief Frau Sabina mit leuchtenden Augen und reichte Herrn Aventinus die weiße Hand hinüber, die dieser bewegt an seine Lippen sog. „Und Ihr hört ja, nicht Rat ist es, der mir nottut, sondern das Bewußtsein, daß ein Freund mit mir vertritt und trägt, was mir an Sorgen und Gedanken das Herz erfüllt und oft schwer macht.“

„Erst gestern habe ich die ganze Summe der Kränkungen vernommen, die Ihr in Eurer kurzen Ehe erfahren habt“, sagte Aventinus, „und wohl mag ich verstehen, daß Ihr nur inummer und Groß an jene Zeit zurückdenkt. Geht, trennt von Euren lieben Kindern, ferngehalten von dem Gande, dessen Herrin Ihr einst wart, wie solltet Ihr nicht

Folge gegeben, sondern mir sogar Schwelgereien gemocht, eine Verbindung mit meiner Begleiterin herzustellen, die ohne Widerrede war und dadurch geheimlich direkt geübt wurde. Dazu wurde ich zwangsweise mit etwa 30 Personen auf einem Lastauto nach dem Polizeipräsidium befördert und dort um 10.50 eine Feststellung meiner Person vorgenommen. Dann wurde ich mit den anderen Festgenommenen in einem Raume untergebracht, der angeschlossen für Strafgefangene bestimmt war. Der Raum war kalt, die Fensterläden waren alle befestigt, und nach Angabe des Leiters der Abteilung sollte der Raum eigentlich ausgemauert werden. Vor dieser Festnahme habe ich wiederholt von allen Beamten, mit denen ich in Berührung kam, meine sofortige Freilassung verlangt. Darauf wurde mir stets der Befehl, daß man die Forderung nicht erfüllen könne, da die höchste Dienststelle die Festnahme angeordnet und die Verantwortung auf den anderen Vormittag festgelegt habe. Am andern Morgen verlangte ich nochmals schriftlich eine sofortige Freilassung und meine Freilassung, mit dem Hinweis, daß ich bereits 13 Stunden ohne Kenntnis des Grundes im Polizeigewahrsam verbrachte. Trotz dieses Verlangens wurde ich erst gegen 11 Uhr vernommen und gegen 12 Uhr freigelassen, so daß ich also insgesamt 14 Stunden widerrechtlich im Polizeigewahrsam verbrachte mußte.

Ich ersuche auf Grund des geschilderten Tatbestandes Anzeige:

1) Gegen den Theaterdirektor Eladef wegen vorfälliger, widerrechtlicher Freiheitsverletzung. Eladef hat mich durch seine von der Bühne verübte Mordhandlung, daß niemand das Theater verlassen könne, in der Verletzung des Gewandtes meiner persönlichen Freiheit behindert (§ 239 des Strafgesetzbuches).

2) Gegen den Polizeipräsidenten Richter, weil derselbe vorfällig und ohne hierzu berechtigt zu sein, die Dauer meiner Freiheitsentziehung durch die Festhaltung im Polizeipräsidium verlängert hat (§ 341 des Strafgesetzbuches).

3) Gegen den Regierungsrat der Abteilung AI des Polizeipräsidiums, Herrn Regierungsrat Dr. Weiß, aus den Gründen, die unter 2 geltend gemacht sind.

Wenn nach der amtlichen Veröffentlichung in der „B. Z.“ am 22. Februar beschuldigt war, das Theater zum Forum einer politischen Auseinandersetzung zu machen, dann war zum mindesten vor Beginn der Vorstellung die Möglichkeit zu geben, an derselben überhaupt nicht teilzunehmen. Das Verhalten der Polizei, welches jeder gesetzlichen Grundlage entbehrt, hat selbst diese haben ihr ungeschmähliches Verhalten auf den Befehl der höheren Dienststellen zurückgeführt.

Zu dem Ende selbst bemerke ich noch, daß ich niemals annehmen konnte, daß eine solche Schmeichelei behördlichen Schutzes, d. h. das öffentliche Aufnahmungsrecht, genügt, sonst hätte ich das Theater gar nicht aufgesucht. Ich erhebe daher auch an dieser Stelle energischen Protest gegen die Aufhebung, da das Erleben der ersten drei Szenen genügt, mein sittliches Gefühl verletzt zu werden.

Eine Absicht dieser Anzeige habe ich gleichzeitig als Beschwerde an das Ministerium des Innern gegeben.

Wir empfehlen auch den Demonstranten, die durch Verken von Stintbomben die überfällige rechtmäßige Theaterfreiheit überschritten, den hier eingeschlagenen Weg an dem Staatsanwalt zu betreten, da auch sie auf Anordnung des offenbar sehr tüchtigen Herrn Weiß ohne gesetzlichen Grund die Nacht im Gefängnis festgehalten wurden. Diejenigen Soldaten aber, die durch ihre bereitwillige Opposition weder ein gefährliches noch ein ungeschickliches Verbrechen, und deren bloße Festnahme also schon einen Akt schroffer Willkür darstellte, werden sich hoffentlich mit der äußersten, mit der alleräußersten Energie zu wehren wissen. Von allen Demonstranten ohne Ausnahme muß überdies verlangt werden, daß sie nicht nur ihre persönlichen Rechte wahrnehmen, sondern auch an der Bekämpfung des öffentlichen Standes mitarbeiten. Will sagen: es muß von ihnen verlangt werden, dem zuständigen Staatsanwalt in amtlicher Form mitzuteilen, daß sie an dem unheimlichen Nachwort Vergewaltigungen haben und kein Einschreiten verlangen. Damit der juristische Formelsturm in Ordnung sei, wird es am besten sein, den Schriftsatz mit irgendeiner unterschriebenen Stelle durchzulassen. Mit seinem deutschen Verstand und deutschen Herzen kommt man innerhalb des römischen Rechts leider nicht immer aus.

Daß der völlig unpolitische Theaterstand der politischen Polizei unterworfen wurde, ist ein Vorgang, der

mit Bitterkeit erfüllt sein gegen den Mann, der dies Unheil verschuldet hat!

Als Herr Aventinus also sprach, tat er es nicht ganz nach seines Herzens innerster Meinung; denn er war in seinen Gedanken unruhig geworden über die Zustimmung der Herzogin gegen Herrn Ulrich. Daher sagte er seine Worte eher taktisch und als eine prüfende Frage, ob er vielleicht durch die Antwort der Frau kein Recht erhebt. Und diese ward ihm denn auch in sehr überraschender Weise zuteil. „So wie Ihr, denken wohl die meisten“, sprach Frau Sabina, „und es müßte billig wundernehmen, wenn einer anders urteilte.“ Sie schweigte einen Augenblick und fuhr dann fort: „Kennt Ihr Herrn Ulrich?“

„Ich kenne bisher von ihm nur, was alle Welt weiß oder doch sich erzählt“, versetzte der Gelehrte mit Zurückhaltung. „Was ich gestern von Barin und seinem Weibe gehört, war nicht darnach getan, das Urteil der Welt zu mildern; das Bild wurde eher noch düsterer und fast zum Grauen.“

„Ich kann es keinem verdenken, der so über Herrn Ulrich spricht“, versetzte die Herzogin. „Erstarrte doch auch mir fast das Herz in Schreck und Grauen, als er in meine Kammer stürzte, das Schwert in der Faust, das noch von Mutterns Blute feucht war! Und doch...“

Sie stand auf und begann in dem großen, düsteren Gemach auf und ab zu wandern. Als auch Aventinus sich ehrerbietig von seinem Sejel erheben wollte, wehrte sie ihm und hieß ihn sitzen bleiben:

„Nacht Euch in Eurem Behagen nicht stören durch meine Unruhe“, sprach sie. „Es ist eine Gewohnheit, die ich nicht erst hier angenommen, zu wandern, wenn die Gedanken in mir arbeiten.“

Nach einer Weile rastlosen Umherschreitens, während der Aventinus in unbewegtem Lauschen auf seinem Platte verharrte, begann sie wieder:

„Seht, Herr Magister, mich will es unmöglich bedünken, mögen die Seelenfindungen sagen, was sie wollen, daß das Weib ein Weib, der Mann einen Mann und im Tiefsten keiner Art je ganz erfassen könne: nur der Mann wird des Weibes, das Weib des Mannes Legies erraten oder ersühlen, zum wenigsten, wenn



# Die Staatliche Kunstbibliothek in Berlin

Von Dr. Hermann Schmitz, Direktor der Staatlichen Kunstbibliothek

Nachdem die Staatliche Kunstbibliothek das für sie im Jahre 1905 errichtete Gebäude Prinz-Albrecht-Straße 7a geräumt und in dem ehemaligen Kunstgewerbemuseum nebenan ein vorläufiges Unterkommen gefunden hat, war es ihr nach kurzer Unterbrechung möglich, ihren Betrieb im wesentlichen wieder aufzunehmen.

Vor allem konnte sie ihre hauptsächlichste Aufgabe wieder erfüllen: als größte und vielseitigste Fachbibliothek auf dem Gebiete der Kunst allen denjenigen eine Arbeitsstätte zu bieten, die sich mit der Kunst, in ihrem weitesten Umfang genommen, berufsmäßig befassen. In ihren Lesesälen und Ausstellungen sollen Künstler, Kunsthandwerker, Fachleute der angewandten Graphik und des Buchdrucks, Modellschaffende, Theater- und Filmkünstler, Kunstschriftsteller, Kunstgelehrte usw. möglichst rasch dasjenige finden, was sie für ihre Arbeit brauchen. Die Kunstbibliothek ist also eine Präsenzbibliothek. Sie leihl unter keinen Umständen Gegenstände aus dem Hause und nach auswärts, was im Hinblick auf die zahlreichen täglich einlaufenden Anfragen hier gleich eingangs ausdrücklich zu betonen ist.

In der Schnelligkeit, mit der in den Lesesälen an der Hand übersichtlicher Kataloge und mit Hilfe bewährter Bibliothekare jeder berufstätige Volksgenosse, jeder Studierende und Lernende — bei freiem Eintritt ohne irgendeine Formalität, ohne Ausweise — die für ihn wichtigen Bücher und Blätter erhalten kann, beruht mit die einzigartige Stellung der Kunstbibliothek. Diese Stellung hat der Staatlichen Kunstbibliothek einen großen, stetig wachsenden Kreis von dankbaren Benutzern und Freunden nicht nur innerhalb Deutschlands verschafft, sondern auch außerhalb der deutschen Staatsgrenzen, bei den Auslandsdeutschen wie bei den ausländischen Fachgenossen, namentlich in den skandinavischen und angelsächsischen Ländern, die oft wochenlang in unseren Lesesälen arbeiten.

Die Bedeutung der Staatlichen Kunstbibliothek innerhalb des praktischen Kunstlebens liegt bereits in ihrem Ursprung und ihrer Geschichte begründet. Mit dem »Deutschen Gewerbe-Museum«, einer Schöpfung des Berliner großen Handwerkervereins, im Jahre 1867 entstanden, entwickelte sie sich als ein Teil des vom Staate 1886 übernommenen Kunstgewerbemuseums im Dienste der kunsthandwerklichen Erziehung zu einem solchen Umfang, daß sie im Jahre 1894 als Abteilung der Preussischen Museen der Sammlung und der Unterrichtsanstalt gleichgeordnet wurde und endlich im Jahre 1905 in dem fünfstöckigen Flügelanbau der neuerrichteten Unterrichtsanstalt ihr eigenes Gebäude erhielt. Diesen mächtigen Aufschwung wie ihre führende Stellung im schöpferischen Kunstleben verdankt das Institut in erster Linie ihrem langjährigen Direktor Geheimrat Peter Jessen (Leiter 1886—1924), der neben seinem, kurze Zeit an der Bibliothek tätigen, später nach Hamburg übergesiedelten Freunde Alfred Lichtwark gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts zu den Vorkämpfern um zeitgemäße Formgestaltung gehörte. Durch ihn wurde die Staatliche Kunstbibliothek auch ein Mittelpunkt der damals hervortretenden Bestrebungen, die Museen und Kunstinstitute über den engeren Kreis der Kunstfreunde hinaus breitesten Schichten des Volkes dienstbar zu machen. Im Sinne der Überlieferungen des auf Gottfried Semper's Gedanken zurückgehenden Deutschen Gewerbe-Museums stellte Peter Jessen in den Vordergrund seiner Arbeit die künstlerische Förderung des Handwerks. Der Verfasser dieser Zeilen bekennt dankbar die entscheidenden Anregungen, die er gerade auf diesem Wege durch Peter Jessen's Vorbild empfangen hat, als er im Jahr 1905 in der Staatlichen Kunstbibliothek seine Museums-laufbahn begann.

Aber gleich segensreich wie die volksbildnerische Tätigkeit Peter Jessen's ist seine Sammlerarbeit für die Staatliche Kunstbibliothek geworden. Durch eine Reihe von Erwerbungen ganzer Sammlungen und Bibliotheken hat das Institut den hervorragenden internationalen Rang besonders auf dem weiten Gebiete der angewandten Graphik und der Buchkunst errungen, der auch von den ausländischen Schwesterinstituten neidlos anerkannt wird. An erster Stelle ist hier zu nennen die »Ornamentischsammlung«, die umfangreichste und glänzendste Sammlung von Stichen und Druckwerken der architektonischen und angewandten Künste vom Beginn des 16. bis zur Frühzeit des 19. Jahrhunderts. Die Ornamentischsammlung, deren Grundstock die im Jahre 1880 erworbene

Sammlung des Architekten Destailleur in Paris bildet, ist gegenüber dem ersten im Jahre 1894 veröffentlichten Katalog heute auf das Doppelte angewachsen. Sie wird soeben in einem neuen Katalog, von dem bereits zwei Lieferungen vorliegen, auf Grund der jüngsten Forschungsergebnisse neu bearbeitet. Die Erwerbungen während der drei Jahre nach der Machtübernahme — seit der Verufung des Verfassers dieser Zeilen zum Direktor der Kunstbibliothek — sind der Öffentlichkeit während dieses Herbstes in einer Ausstellung im Licht-hof des ehemaligen Kunstgewerbemuseums zugänglich gemacht und in einem kurzen, auf Wunsch gratis abgegebenen Führer beschrieben worden.

Eine zweite, besonders auch für den Buchhändler und Buchfachmann wichtige Abteilung ist die der schönen alten und neuen Bücher, die einen einzigartigen Wert durch die Peter Jessen zu verdankende Angliederung der Bibliothek Grisebach gewonnen hat, einer erlesenen Auswahl schöner Drucke von der Inkunabelzeit bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Kein anderes Gebiet — es ist das gewiß noch in Erinnerung bei vielen älteren Vertretern des Buchgewerbes — hat ja durch Peter Jessen so lebhaft Förderung erfahren wie das der Buchkunst, des Buchdrucks und der angewandten Graphik. So hat er denn auch die Bestände in dieser Richtung zu einer Fundgrube für den Fachmann ausgebaut. Mehrere Ausstellungen der Bibliothek, in Gemeinschaft mit den großen Druckereien, Pressen, Verlegern und Bibliophilen, sind geradezu Marksteine für die Entwicklung der deutschen Buchkunst gewesen, darunter vor allem die große Buchausstellung 1905—06, an der der Verfasser schon mitwirken durfte. Durch das freundschaftliche Verhältnis zu den Kreisen der künstlerischen Buchherzeugung sind die Bücherbestände und die Kästen mit Einzelblättern aufs reichste mit vorbildlichen Erzeugnissen der Buchkunst ausgestattet worden. Anlässlich dieser sorgfältig gepflegten Abteilung sei übrigens daran erinnert, daß unter Peter Jessen einige um das künstlerische Druckwesen verdiente Forscher in unserem Hause gewirkt haben, voran der unvergeßliche Kenner und Förderer der Buchkunst Professor Hans Loubier, dem der Verfasser für seine Einführung in dieses Gebiet steten Dank schuldet, ferner Wilhelm Niemeyer, jetzt in Hamburg, der allzufrüh verstorbene Gustav Kahl und der heute die graphischen Sammlungen in Zürich leitende Dr. Rudolf Bernoulli.

Nur kurz berührt werden können hier die für die Kunstgeschichte wie für das zeitgenössische Schaffen unschätzbaren Handzeichnungen von Baumeistern und Kunsthandwerkern der Vergangenheit und der Gegenwart, die als eine Abschiedsgabe bei Jessen's Fortgang 1925 als schönsten Zuwachs die augenblicklich im Mittelpunkt der Forschung stehenden Bautechnische Balthasar Neumann's zu verzeichnen haben. Auch diese Gruppe ist in den letzten drei Jahren durch wichtige Zugänge vermehrt worden, unter anderem durch mehrere hundert Architektur- und Handwerkerzeichnungen des süddeutschen Barock, vornehmlich aus dem Bistum Bamberg, sowie durch eine geschlossene Folge von Bauplänen der Berliner Baumeister aus dem Kreise David Gilly's um 1800.

Zu den größten Verdiensten Peter Jessen's ist weiter die durch ihn bewerkstelligte Einverleibung der von dem Freiherrn von Lipperheide geschenkten Kostümbibliothek in die Staatliche Kunstbibliothek zu rechnen. Die Abteilung »Freiherrlich von Lipperheide'sche Kostümbibliothek«, in einem zweibändigen Katalog — begonnen von dem Schöpfer der Bibliothek, beendet durch Jessen und ihren langjährigen Bibliothekar Dr. Doege — bearbeitet, ist gleichfalls in der Zwischenzeit wesentlich vermehrt worden. Neben der neueren Mode- und Trachtenforschung sind es in der Hauptsache ältere Kupferwerke, Lithographien, Stiche und, soweit sie erreichbar, auch Originalzeichnungen. Die in den letzten drei Jahren gemachten Erwerbungen der jetzt 13 000 Bände und 30 000 Einzelblätter umfassenden, vornehmlich für alle Modellschaffenden bedeutsamen Abteilung werden im Winter in einer Übersicht ausgestellt werden.

Als weitere Abteilung der graphischen Sammlungen seien noch hervorgehoben die »Japanischen Farbenholzschnitte« nebst einer mit Hilfe von Professor Kümmerl erweiterten Gruppe »Japanische Bücher«, die »Buntpapiere«, die »Spielfarten«, die »Meister der Photographie«, die

»Verfahren des Bildrucks«, mit Beispielen aus der Frühzeit der Lithographie, und schließlich eine seit kurzem im Entstehen begriffene Sammlung von »Plänen, Karten und Ansichten«, in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der gegenwärtig so eifrig betriebenen Arbeit des Siedlungswesens, der Stadt- und Landungsplanung und der Landschafts- und Gartengestaltung geschaffen.

Die eigentliche Bücherei, alle Zweige der Kunst und des Handwerks, einschließlich der Heimat-, Natur- und Volkstumspflege umfassend, ist unter Beibehaltung der in jahrzehntelanger Praxis bewährten Gliederung durch die Erwerbung aller einschlägigen Bücher deutscher und, wo die Zeitverhältnisse es zulassen, auch ausländischer Herkunft, mit der Forschung Schritt haltend, ständig ausgebaut worden.

Bei der oft schwierigen Beschaffung der ausländischen Fachliteratur haben uns neben deutschen Buchhändlern die befreundeten Fachkollegen in den betreffenden Ländern häufig wertvolle Hilfe geleistet. So in bezug auf Skandinavien noch jüngsthin Professor Axel Rombahl in Göteborg in Schweden, der in der einleitenden Rede zu seinem vorjährigen Vortrag bei uns, »Schwedische Kunst«, mit warmherzigen, durch den Rundfunk übertragenen Worten mit Dank bestätigt hat, welchen Nutzen ihm und so vielen andern ausländischen Studenten während ihres Studiums in Berlin die Staatliche Kunstbibliothek gewährt hat. Freunde in Boston und Philadelphia haben uns die laufende Literatur über die Kunst der Kolonialzeit zukommen lassen. Nicht genug können wir an dieser Stelle auch dem Leiter der Reichsausstellung in Berlin, Herrn Bibliothekar Dr. Jürgens, Mitglied unseres Beirates, Dank sagen für den Beistand, den er der Kunstbibliothek durch die ständige Zuwendung älterer und neuerer Fachliteratur aus dem Auslande geleistet hat. Eine Auswahl der neuerworbenen Bücher wird ständig im Lesesaal ausgestellt und dient, ebenso wie die wechselnden Ausstellungen im Lichthof, dazu, die Besucher über den Ausbau der Bibliothek und über den Fortschritt der Forschung auf dem laufenden zu halten. Eine unentbehrliche Ergänzung zu einer Kunstbücherei ist eine Sammlung von Photographien der Kunstwerke. Diese, das »Deutsche Bildarchiv«, heute mit einem Bestande von über 200 000 Photographien, ist gleichfalls ständig vermehrt, durch Ausmerzung älterer Blätter und durch Beschaffung der besten Aufnahmen der jüngsten Zeit, zumal auf dem Gebiete der deutschen Kunst, fortentwickelt worden.

Die vorübergehende Unterbringung der Staatlichen Kunstbibliothek im Lichthof, in dessen Umgängen und in einigen Räumen des ehemaligen Kunstgewerbemuseums hat begreiflicherweise dazu geführt, daß die frühere umfangreiche Betätigung im Dienste der Volksbildung und der öffentlichen Kunstpflege erhebliche Einschränkungen erfahren mußte. So haben die großen Ausstellungen im Lichthof des ehemaligen Kunstgewerbemuseums, die in dem ersten Jahre nach der Nachtergreifung mit den vielbesuchten Ausstellungen des »Deutschen Heimatwerks«, der Presezeichner des Neuen Staates mit Wädlitz an der Spitze, mit der vom Kunstdienst veranstalteten »Rudolf-Moos-Ausstellung« und mehreren Handwerksdarbietungen verheißungsvoll begonnen wurden, eingestellt werden müssen. Ebenso haben die monatlichen Wechselausstellungen im früheren Lesesaal, die vor allem der Buchkunst gewidmet waren, nach der Räumung des alten Gebäudes in Fortfall kommen müssen. Dagegen konnte eine andere, seit der Gründung des »Deutschen Gewerbemuseums« bewährte, im besten Sinne des Wortes vollständig gewordene Einrichtung, nämlich die Vorträge der Staatlichen Kunstbibliothek während der Wintermonate, wenn auch in beschränkteren Grenzen, fortgeführt werden, indem an Stelle des aufgegebenen großen Hörsaals der Hörsaal im angrenzenden Museum für Völkerkunde, Prinz Albrecht, Ecke Saarlandstraße, zur Verfügung gestellt wurde. Die Vorträge der Staatlichen Kunstbibliothek tragen nicht nur dazu bei, dieser während ihres Exils einen starken Stamm von Freunden zu bewahren, sie dienen auch dazu, die Aufmerksamkeit rege zu erhalten im Hinblick auf die Neuwerbungen, da wir jedesmal mit dem Vortrag eine Ausstellung der neuesten Zugänge auf den betreffenden Gebieten im Hörsaal verbinden. Im Vordergrund dieser Vorträge steht natürlich alles das, was für das deutsche Kunstleben der Gegenwart besondere Bedeutung hat, mit Einschluß der brennenden Fragen des schöpferischen Volkstums, der Handwerkerbildung, der

Natur- und Heimatpflege wie auch des Kunstschaffens der Auslandsdeutschen. Doch werden darüber die fruchtbaren Kräfte im Kunstleben der anderen Völker nicht vernachlässigt, auch ihnen werden von Zeit zu Zeit Vorträge von Fachleuten des In- und Auslandes gewidmet.

Wenn es gelungen ist, die Staatliche Kunstbibliothek nach der Räumung des für sie mit allen Errungenschaften der modernen Bibliothekstechnik 1905 erbauten Hauses unter den beschränkten Raumverhältnissen so schnell in übersichtlicher Ordnung aufzustellen, wenn es ferner gelungen ist, ihren Betrieb, trotz des Fehlens geeigneter Magazinräume, Büchergestelle, Fahrstühle, Rohrpostanlagen, Ausgabestelle, Kataloggestelle und dergleichen reibungslos aufrechtzuerhalten, so ist das einmal der hingebenden Pflichterfüllung ihrer Beamtenschaft zu verdanken; sodann aber auch der warmherzigen Förderung, die das Institut während und nach dem Umzug von Seiten des Generaldirektors der Staatlichen Museen, des Reichs- und Preussischen Kultusministers und des Finanzministers erfahren hat. Verständlicherweise müssen jetzt alle Kräfte angespannt werden, um unter den obwaltenden Umständen die ständig hereinströmenden Zugänge im Rahmen der bewährten Gliederung des Institutes und des systematischen Aufbaues seiner Buch- und Zettelkataloge Zug um Zug zu verarbeiten, damit die systematische Ordnung des gewaltigen vielseitigen Organismus aufrechterhalten bleibt bis zu dem Tage, an dem die Raumfrage eine Lösung findet.

Um dieses Ziel zu erreichen, ist es unumgänglich, daß die Leitung der Staatlichen Kunstbibliothek immer wieder aufs strengste den Charakter derselben als einer Präsenzbibliothek betont, so schmerzlich ihr auch die zahlreichen Absagen fallen, die sie auf die ständigen Besuche um Ausleihungen, namentlich nach auswärtig, erteilen muß. Man vergegenwärtige sich, um die Notwendigkeit unseres Verhaltens voll und ganz zu verstehen, daß die Benutzer der Staatlichen Kunstbibliothek, die deren Bestände an Ort und Stelle in wenigen Minuten zur Hand haben wollen, in der Hauptsache gerade denjenigen Kreisen angehören, die in ihren Mitteln und in ihrer Zeit auf das äußerste beschränkt sind, wobei nur an die Lehrlinge und Studierenden erinnert sei, die nach der Arbeitszeit am Abend — die Bibliothek ist von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends geöffnet — in ihrem Verufe sich fortbilden wollen. Zur Bekräftigung mögen hier einige Sätze wiederholt werden aus einer der Schriften, die Peter Jessen der Kunstbibliothek vor etwa zwei Jahrzehnten gewidmet hat.

»Aus den erweiterten Betrieben kommen neue Gattungen von Mitarbeitern; mit den Gesellen, Vorarbeitern und Werkmeistern die kaufmännischen Hilfskräfte, Buchhalter, Reisende, Verkäufer und Verkäuferinnen; auch der Reklameleiter und Schaufensterordner. Neben so vielerlei Mitarbeitern der Kunstindustrie halten mehr und mehr zu uns die Angehörigen der Baukunst und der freien Künste, die Maler und die Bildhauer. Wer im letzten Menschenalter in Berlin Architektur studiert oder ausgeübt hat, pflegt sich gern als dankbaren Benutzer unseres Lesesaals zu bekennen. Er weiß, daß er nicht, wie so oft in andern Bibliotheken seines Faches, das was er eben braucht, ausgeliehen findet. Wir geben unsere Bestände nicht aus dem Hause, sondern halten sie stets zur Hand. Das gilt bei unsern Lesern als ein wesentlicher Vorzug. Seit die Freude an der Kunst immer weitere Kreise erfaßt hat, kommen in wachsender Zahl Kunstfreunde und Kunstfreundinnen und mit ihnen die Kunstforscher. Auch sie wissen die Vorteile der Präsenzbibliothek zu schätzen. In allen Gruppen stehen die Lernenden voran: die Universitäts-, die technische Hochschule, die Kunstschulen, die Handwerker-, Fach- und Fortbildungsschulen.«

Dankbar ist anzuerkennen, daß der weite Kreis der Fachgenossen nach Kenntnisnahme und in einsichtsvoller Würdigung der in den obigen Worten gekennzeichneten besondern Stellung der Staatlichen Kunstbibliothek auf Verleihungen aus dem Hause schließlich stets bereitwillig Verzicht leistet und uns dadurch die Erfüllung der zum Besten der Allgemeinheit uns obliegenden Pflichten erleichtert. Ebenso dankbar empfindet die Leitung der Staatlichen Kunstbibliothek die Anteilnahme, die ihr auch in dieser Zeit ihres Exils von vielen Seiten entgegengebracht wird, und die in einer Reihe von Schenkungen wie in vielen wertvollen Hinweisen und Anregungen ihren Ausdruck findet.





## Die Akademie der Künste und ihre Geschichte.

Die Geschichte der Akademien geht bis auf die Zeit der Antike zurück. Zur Zeit Platos standen sie in höchster Blüte. Der Name Akademie ist von der Schule des Platon abgeleitet, die in dem Garten des Akademos an der nördlichen Seite der Stadt Athen sich befand, wo der große Philosoph seine Vorlesungen zu halten pflegte. In klassischer Zeit unterschied man drei Zeiten der Akademie: die erste, die älteste, die sich hauptsächlich an das Werk ihres Stifters Platon hielt, die zweite von Aristoteles gegründet, die sich dem Eklektizismus näherte und die dritte von Karneades gegründet, die dem Probabilismus huldigte.

Die Akademien haben von jeher viele Höhepunkte ihrer Entwicklung gehabt, denen ebenso oft eine vollständige Bedeutungslosigkeit folgte. Im allgemeinen waren sie Unterrichtsanstalten. Manchmal aber auch eine Gelehrtenversammlung. In der ersten Form ist eine starke Annäherung an die modernen Universitäten nicht zu verkennen, nur daß nicht alle Wissenschaften gelehrt wurden und daß besonders häufig die Künste im Vordergrund des Interesses standen. Die Gelehrtenvereinigungen stammten aus Ägypten und genossen namentlich in dem Italien des Mittelalters einen großen Ruf. Im allgemeinen wünschte man durch die Gelehrtenvereinigungen persönliche Verbindungen mit dem Ausland anzuknüpfen, zum Teil auch dadurch, daß auswärtige große Gelehrte als ordentliche und Ehrenmitglieder galten.

In neuerer Zeit ist die berühmteste Akademie die französische, der die ersten Gelehrten angehört haben und heute noch angehören. Die Académie française hat mit fast unveränderter Beibehaltung ihrer Gründungsstatuten 40 Mitglieder (des quatorze immortels) die Unsterblichen, deren Zahl nicht erweitert wird, wo erst an Stelle eines verstorbenen Mitgliedes ein neues gerufen wird. Ihr Hauptgebiet ist die französische Sprache und Literatur, und man muß zugeben, daß es den an der Akademie Tätigen gelungen ist, den Ruf der Akademie in der ganzen Welt zu verbreiten, daß es zu den größten Auszeichnungen gehört, als Mitglied in ihren Kreis aufgenommen zu werden (obwohl es häufig vorgekommen ist, daß nicht allein das Verdienst des literarischen Schaffens der gewählten Person entschieden

hat) und daß durch die Verteilung zahlreicher Preise auch ein gewisser Einfluß auf die Literatur ausgeübt wird.

In Deutschland hat es seit jeher keine Dichterkademies gegeben. Die Berliner Akademie, die unter dem 20. März gegründet wurde, setzte sich ursprünglich als Ziel für die „mehrere Etablierung und desto nützlichere Fortpflanzung aller Künste und Wissenschaften“ zu setzen. Aus ihr ist die heutige Akademie zur Förderung der bildenden Künste, der Musik und der Dichtkunst hervorgegangen, deren Statut unter dem 19. März 1826 in neuer Fassung ergangen ist. (Seit dem Jahre 1907 befindet sich die Akademie der Künste in dem ehemals Gräflich Arminischen Palais Unter den Linden Nr. 4. Die Akademie wurde 1804 von Schläder und dem Maler Terzeisen organisiert. Uebrigens ist ganz in der Nähe, Unter den Linden Nr. 7, das Haus des Präsidenten der Akademie Max Liebermann). In den vorangegangenen über 200 Jahren wurden häufig Neuorganisationen vorgenommen, so im Jahre 1788, 1875 und 1882. Vielfach waren Bestrebungen im Gange, möglichst alle Gebiete der Kunst aufzunehmen. Vom Jahre 1833 stammt die Angliederung einer Sektion für Musik. Nun fehlte nur noch die Dichtkunst. Aber es schien, als ob das Volk der Dichter und Denker gerade gegen eine Akademisierung auf dem Gebiet der Literatur sich heftig sträubte. Man hat sich erst jetzt dazu entschlossen, nachdem schon vor 1914 häufig der Versuch gemacht worden ist, aber infolge vieler widerstrebenden Interessen immer aufgegeben werden mußte, eine literarische Sektion der Akademie anzuschließen. Besonders war es gelungen, den Akademieräsidenten Max Liebermann für den Plan zu gewinnen.

Was soll mit der Angliederung einer Sektion für die Dichtkunst erreicht werden? Einmal, das ist nicht außer Zweifel zu stellen, besteht das Bedürfnis unseren führenden Dichtern und Schriftstellern eine ihrer kulturellen Bedeutung entsprechende Ehrung zukommen zu lassen. Dann aber hofft man auf diesem Wege eine Interessensvertretung der so schwer ringenden geistig Schaffenden zu erzielen. Man hat davon abgesehen, im Programm eine bestimmte Zielleitung der Akademie aufzustellen; und was gerade für den Geist und die Leitung der Sektion von Wichtigkeit sein dürfte, sollen die Mitglieder der Akademie nach ihrer Gründung nicht durch ministerielle Vertugung bestimmt werden, sondern die Mitglieder der Akademie sollen die Zuwahl und Neuwahl selbst vornehmen.

es bedarf nicht einmal einer ministeriellen Bestätigung. Zur Gründung der Akademie war es natürlich erforderlich, daß man einige besonders verdiente Führer des deutschen Geisteslebens auswählte. Es sind dies bekanntlich Hauptmann, Arno Holz, Hermann Stehr, Ludwig Fulda und Thomas Mann. Eines dürfte durch die Akademie sicher erreicht werden: eine Unterstützung der Schaffenden. Es handelt sich nicht nur um die Verteilung der schon vorhandenen Staatspreise, wie etwa den Schillerpreis usw., sondern es dürften der Akademie von staatlicher wie von privater Seite aus größere Stipendien zur Verfügung gestellt werden, durch die viel Elend gemildert werden könnte, und manchen überhaupt Gelegenheit geboten werden, weiter zu arbeiten.

Die Ausführungen Hauptmanns anlässlich seiner Ablehnung haben das eine deutlich erkennen lassen, daß nicht nur in Vorkriegszeiten eine vollständige Unkenntnis über das Wesen der Akademie besteht, sondern daß auch gerade die, für die die Akademie geschaffen wird, oft mit nicht ganz gerechtfertigten Antipathien einer solchen Schöpfung gegenüberstehen. Um es rund heraus zu sagen, scheint Hauptmann vor allem zu fürchten, daß er als einer der führenden Mitglieder der neuen Akademie sich durch diese gleichsam amtliche Stellung in bewussten Gegensatz zu den Jungen stellt, die meistens — auch in anderen Ländern — Gegner aller solcher Einrichtungen sind, und später, wenn sie es wirklich zu etwas gebracht haben, durchaus nicht mehr so ablehnend dieser Einrichtung gegenüberstehen. Es handelt sich bei einer Akademie ja nicht um das Lehren und Lernen der Dichtkunst. Auch nicht um Lehrer und Schüler, sondern um die Schaffung eines Zentrums für geistiges Wirken, geistige Leistungen und Gedankenaustausch. Außerdem scheint der deutsche Dichter leider noch so lebensfremd zu sein, daß ihm nicht aufgefallen ist, daß man auf diese Weise eine neue Möglichkeit hat, gerade den Jungen zu helfen. Es ist typisch für die anderen Mitglieder der Akademie, daß sie in ihren Erklärungen gerade betont haben, es läge ihnen nicht auf das Wozu, sondern allein auf das Daß an. Was geleistet zu werden vermag, das kann erst die Zukunft lehren, das wird auch zum Teil von dem guten Willen und der Fähigkeit der Mitglieder der Akademie abhängen. Ob die Ablehnung Hauptmanns endgültig ist, ob es vielleicht später möglich sein wird, einen Weg zu finden, das (mit Recht) etwas verstimmt Kultusministerium und

den anerkannten Führer des deutschen literarischen Schaffens doch noch zusammenzubringen? ... Du begrüssen wäre es. D. G.

## Der Buffolenrichtkreis

Von  
Hans Vogt

Was das ist, ein Buffolenrichtkreis, weiß ich nicht und will es auch nicht wissen. Denn er hat mit viel Unannehmlichkeiten gemacht. Auf jeden Fall hängt er innerlich mit Kanonen zusammen. Aber nicht mit allen Kanonen, nur mit einer bestimmten Gattung. Welche weiß ich nicht.

Für eine Nachschubung wurde mir solch ein Instrument einbehalten. Mir marschierten los, und ich trug schauernd die Buffole durch die Finsternis. Die Stäbe, auf denen sie, nämlich diese Buffole — ich weiß nicht, ob man so sagen darf — malte, klopperten aus- und wieder ineinanderfahrend bei jedem Schritt, den ich tat. In dem eigenartigen Rhythmus, einem Ging etwa wie ein Kompaß, glückte es unheimlich, das beängstigte mich, ich wußte nicht, ob dies Geräusch haltig war.

Endlich waren wir an Ort und Stelle angelangt, wo mit den Geschützen erregert werden sollte. Der Buffolenrichtkreis wurde mit mir auf einer mäßigen Anhöhe aufgestellt. Die andern Soldaten gingen mit den Kanonen fort, weiter nach vorn. Ich sah sie dann ungefähr hundert Schritte vor mir bei schwachem Lichtschein mit ihren Geschützen hantieren. Einzelne Kommandos wurden gegeben. Dann wurde es still. Eine Abnung lagte mit, daß mit jetzt, die Buffole und ich, in Tätigkeit zu treten hatten. Wieder erhob sich ein Kommando. Und ich mußte sehen, wie von jedem der vier Geschütze ein Mann auf mich zulief. Am selben Augenblick mußte ich auch irgendwoher, was sie von mir wollten, von mir hören wollen: Zahlen! Diese Zahlen waren tendenziell wichtig für das Abkühlen der Kanonen oder der Mörser. Da war auch schon der erste Soldat bei mir. „Geschütz III!“ sagte er. Für sein Geschütz III wollte er eine Zahl oder auch zwei — das weiß ich nicht mehr — und diese Zahlen sollte ich meinerseits von der Buffole ablesen. Aber da standen so so entsetzlich viel Zahlen. Wie sollte ich da die richtige finden? Eins oder zwei? Hier — wie immer — war vor allem Schnelligkeit geboten. 1801 sagte ich also den Soldaten an. Innerlich befragend ließ der Mann fort. Da war schon der zweite bei mir. „Geschütz II!“ — 4 sagte ich; und der vom II. Geschütz erwiderte: 3351 und der vom IV. 751.

Was wird nun geschehen? Einigermassen beängstigt war ich die Wirkung meiner fünf verfluchten Zahlen ab. An den Geschützen beginnt ein gewaltiges Geknallen. Mit Spannung verfolge ich den Richtungswechsel der Kanonen und ihrer Mörser. Jetzt kommen hinter sich verhältnismäßig schnell herab. Nun haben sie da, die eine sonst nach rechts, die andere etwas energischer nach links gewendet, und gerade ich, daß sie ihre Rohrmündungen einander gegenüber gestellt. Dies beunruhigte mich schon. Größere Sorge machte mir das Geschütz, dem ich jetzt meine Aufmerksamkeit zuwandte. Das Geschütz hatte seine Richtung nicht wesentlich geändert; die Kanone war nach vorn gerichtet; der Lafetten schwang blieb hinten. Das geschah mir gut. Fürchterlich aber war es mit dem Mörser. Das hatte entschieden Drang nach oben. Immer, immer mehr aufwärts hatte es seinen Mund erhoben, als ob es die Sterne suchte in dieser dunklen Nacht. Endlich war es gerichtet, gerichtet fernerfort, ziemlich fernerfort nach oben! Aber schließlich auch dies hatte ich erfahren. Es war denkbar, daß dieser drei Geschütze Gebaren hätte vertauscht werden können. Sie hatten noch verhältnismäßig schnell und still gearbeitet. Aber wahrhaft Uebelkeit verursachte mir das vierte Geschütz. Mit dem war schon nicht mehr zum Aushalten, das konnte und konnte nicht zur Ruhe kommen. Alle Mann waren mit ihm beschäftigt. Das war ein Arbeiter, Herr, Stößen mit Händen, Füßen, Knien, ruderförmigen und Fehlschüssen, wie ich in meinem Leben nichts gesehen habe. Was hatte ich gesagt, welche Zahl war es, die diese Unmähigung, die solch Unerschrockenes heraufbeschworen? — Was mußte ich nun mit antworten! Der Leutnant sprang vom Pferd und lief auf das Geschütz zu, die Soldaten sah ich nur noch undeutlich, sah sie dann plötzlich hinter dem Geschütz, sah dessen Rohr umgekehrt, umgekehrt auf mich und meine Buffole gerichtet. Dann hörte ich jemanden entsetzliche Flüche ausstoßen.

Für den Rest der Nacht bekam ich ein Pferd zu halten.

**Patriotismus.** Man erzählt uns: Einem Londoner Professor war der Titel eines königlichen Leibarztes verliehen worden. Wie üblich, wurde die Ernennung am schwarzen Brett der Universität publiziert; ein Patriot schrieb darunter die ersten Worte der Nationalhymne. Am nächsten Tage konnte man also lesen: „Professor A. ist zum Leibarzt des Königs ernannt worden. God save the King!“

**Hofmannsthal über das Schrifttum der Nation.** Aus London wird uns gemeldet: Goethe-Gesellschaft und „Argonauten“ hatten Hugo von Hofmannsthal zu einem Vortrag geladen. In dem Vortrag vor dem überfüllten Auditorium markieren der Universitäts über das „Schrifttum als den geistigen Raum der Nation“ sprach. Sein geschulenes wie dieser Titel waren auch die Ausführungen des Dichters. Die innere Dynamik des geschriebenen Wortes mit seinem dazu reich veranschaulichten Klangbild muß eine andere sein als die des gesprochenen. Das muß überdacht werden darf. Freilich, das Verständnis des Publikums, den Dichter selbst auch einmal zu sehen und zu hören, ist begreiflich und verdient jede Berücksichtigung. Es sollte ihm dann aber jene Nahrung geboten werden, die unmittelbar in das geistige Landnis eingeht. Die Dichtung selbst, das Wort, nicht die geistige Abstraktion, und sei sie noch so einseitig gefügt, wie das hier zum Nicht war. — Hofmannsthal sprach davon, daß unser Schrifttum nicht als Werk, als fester, fest unerschütterliche Dabe der Nation gelten könne, wie in Frankreich, wo es eine Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes gibt. Größten Einheits, bei uns Gerissenheit, ein hohes Gedenken und Schweben, die Rhythmisches „proletarisches“ Anarchie der Gemeinlichkeit der Schriftsteller. Das „proletarische“ Ringens in der Erde des deutschen Dichters gekannte Hofmannsthal mit einer bei uns vielleicht nur ihm möglichen Eindringlichkeit.

R. H.

Von Wilhelm von Scholz

## Die Bedeutung der Akademie

Ein Vortrag, den der Vortragsreihe der neuen Dichtersession der Akademie der Künste gestern im „Hund“ freiwirtschaftlicher Akademiker gehalten hat.

Bereits Anwesenheit!

Sie erwarten von mir eine Darlegung dessen, was eine Akademie der Dichter für ein Volk, eine Nation sein kann; nicht dessen, was in der neugegründeten Sektion für Dichtersession an der Preussischen Akademie der Künste etwa schon besprochen wurde, sondern meine persönliche Meinung, was eine Akademie leisten und bedeuten kann. Dabei ist natürlich zweierlei selbstverständlich: erstens, daß meine Gedanken gewiß nicht ohne reiche Anregung durch meine Gesellen in der Akademie geblieben sind; und zweitens, daß ich alles Gute und Wertvolle, das von einer Akademie der Dichter ausgesprochen kann, soweit an mir liegt, zu verwirklichen strebe; daß die Gedanken, die ich Ihnen hier entwerfe, sobald sie in sich ausbreiten noch weiter greifen und nicht wenn sie dann sich vor uns allen bemächtigen sollten, nicht nur Stoff dieser Aussprüche bleiben werden. Aber — ich betone es ausdrücklich — ich spreche nicht als Beauftragter. Das schiene alte Entschuldig, daß dem Manne mit dem Amt auch der Verstand dazu komme, hat jedenfalls soweit höher recht: daß mit dem Amt mehr als je vorher das Nachdenken

### Nacht in Perugia

Von  
Mario Passarge.

Die Stunde dieser Uhren endet nie.

Vielleicht in einem Jahr vor vielen Jahren  
Dann sie zusammen in die Zeit gefahren,  
Und sie trennten sie sich mühsam, wie  
Verstorbene: Hände, verflucht den Wandel,  
Und hörten endlich eine von der andern  
Den Gleichklang nur wie ferne Melodie.

Die eine Zeit, die sie vereint gerufen,  
Verteilte sich. Sie stieg auf vielen Etagen  
In ihre Räume, rührte dort und hier  
An ihre Glocken, die verweilt und heiser,  
Erstreckten lauter und verschloßen leiser  
Nachschallten der alten Symmetrie.

Verstiegen haben sie im vielen Schlagen  
Die Zeit, von der sie nimmermehr zu sagen  
Vermeiden: ist es diese? Oder die?

Sie wiederholen über eine Stunde  
Die eine Stunde mit verschiedenem Munde  
Und suchen sie und finden sie doch nie.

O Frauen über diese Stadt der Träume:  
Die Zeit gesplittet in dem Traumraume,  
Und alles zählt, und alles baut auf sie!

über die Aufgaben des Amtes kommt. Es brennt den Akademikern noch etwas heißer auf den Wangen als selbst sehr viel gelebteren Unberührten und fordert geistig das Stellen aller Fragen, das Finden der nötigen Antworten, wenn die Kugel nicht zu heiß werden sollen. Der Unberührte hat das Aktivieren daneben verhältnismäßig leicht. Er möchte von einer neugegründeten Institution sofort allerhand Wünsche erfüllt sehen, die sich nahelegen, und fragt sich am wenigsten nach dem, wonach die Mitglieder einer neuen Institution sich am meisten fragen müssen: was ist möglich? Was kann heute schon geschehen? Auch der Unberührte von uns, der so schnell wie das Publikum Fragen stellen möchte, wird noch für eine Zeitlang bei dieser Frage hängen müssen.

Die ersten Dichtertage haben unsere junge Akademie fast noch, ehe sie sich auch nur vorläufig konstituieren und organisieren konnte, schon vor eine eilige, sofort zu erledigende Aufgabe gestellt: ihr die öffentliche Warnung vor einem Gesetzmäßig, der mit der einen Hand Schatz der Jugend vor sich und in sich zu verschlingen schien und sicher in der anderen Hand eine wohlgeleitete Schlinge für den Hals der Geistesfreiheit barg, zur Pflicht gemacht. Daß hier eine weitestgehende Aufgabe, wie sie eine Akademie ihrem Volke zu stellen hat, gelöst war, ist gewiß von niemandem — wenn ich von den Anhängern des damaligen Geistesentwurfes absieht — bezweifelt worden. Wollen Sie mich an diesen praktischen Fall antippen! Wir wollen finden, ob sich aus solcher und aus ähnlichen Warnungen, im Glücksfall Verhütungen, ne quid deirimentum res publica capiat, der Aufgabenkreis, die Bedeutung einer Akademie für das Ganze schon erkennen und feststellen läßt.

Wir standen mit unserer Abwehrverfälschung gegen das Schand- und Schmutzgeißel an der Seite — wenn Sie wollen, auch an der Spitze der Verfassungsveränderung der Schriftsteller, der

Verleger, der Buchhändler, vielleicht autoritativer als sie, eine höhere Instanz; aber doch im Wesen, ich wiederhole es, mit den Zweckverbänden in gleicher Richtung, mit den gleichen Mitteln, zum gleichen Ziele handelnd. Der Einzelfall wies freilich sofort einen größeren Aufgabenkreis, den man sich aber auch noch im selben Sinne, wie ihn die genannten Verbandsverbände annehmen würden, bewältigt und geleistet denken konnte. Alle Fragen der freien Geistesentwicklung, des Raumerhaltens für Geist und Willen lebendiger Kunst, der ja nicht nur Geistesfreiheit zu werden vermögen, gehören hierher, alle Unberührtenfragen bis hinab zu den rein wirtschaftlichen Angelegenheiten der freien Geistesarbeiter. Es konnte eben Augenblick so scheinen, als ob mit der Akademie wirklich nur eine Institution mehr geschaffen sei zu den Körperlichkeiten, die längst aus der Zeitlage und aus eigener Kraft der geistigen Hervorgängen waren. Aber je mehr der Blick zu den unteren, den wirtschaftlichen Aufgaben hingab, an denen die Akademie doch nur auch mitwirken konnte, um so mehr klärt sich bald, selbst hier schon, ein Unterschied heraus. Die Akademie ist doch für diese Aufgaben nicht nur die Spitze der Zweckverbände, sondern etwas grundlegend anderes. In der wissenschaftlichen Dichtersession ist der Verband der deutschen Erzähler ist es mein gutes Recht, daß ich Unberührter, „Wirtschafts“, überhaupt alle Standesfragen nur als Erzähler, als Dramatiker, als Vertreter meiner eigenen Interessen behandle, nicht recht, nicht links, sondern fordere — hoffend, daß ich möglichst viel meiner Wünsche erfülle!

Bist ich das, was ich dort eben noch ausgesprochen habe, in der Akademie wiederholen, sage ich sofort. Ich fühle mit innerer Gewissheit: das, was die Zweckverbände schuf, das kann ja nicht der Grund sein, der den Staat die Akademie berufen ließ. Indem es der Staat tat — der doch immer trotz gewiß nicht völliger Kongruenz Ausdruck und Symbol für das Volk, die Nation ist — indem er es mit dem Bezugsvorteilen tat, das sich naturgemäß mit jeder seiner Handlungen verbindet, wird hier in der Akademie für alle Anlässe offenbar eine Stellungnahme gefordert, die eben den Staat, das Volk, das ganz Allgemeine im Auge haben soll.

Sie wissen, daß der Mensch in den wirtlichen Angelegenheiten des Lebens mehr so handelt, wie man es von ihm erwartet, als wie seine eigenen Wünsche und Begierden es ihm vorschreiben. Trete ich aus dem gemeinschaftlichen Zweckverband, aus der Gewerkschaft heraus, in den Raum der Akademie, so werde ich mir plötzlich bewußt: ich habe hier nicht die Schreikenden zu vertreten, sondern die Gerechtigkeit. Nicht nur steht, sondern für alle Zukunft auch! Man befindet durch meine Wahl und Berufung, daß man mich für fähig hält, die Sache über die Person, über jede Person, auch über die eigene Person, zu stellen. Und damit glaube ich, Ihnen die größte und wesentlichste Bedeutung einer Akademie für ein Volk vor Augen zu stellen: eine Anzahl von Vertretern einer Kunst, einer schöpferischen Geistesbetätigung werden so ausgeglichen, an eine so fähbare, nur einmal existierende Stelle des Volkes berufen, daß sie in allem, was sie als Akademiern tun, gezwungen sind, die Sache über die Person zu stellen; daß sie, klar gesprochen, in allen zur Entscheidung drängenden Fragen nicht mehr, wie die Zweckverbände, die Vertreter der Dichter, sondern der Gerechtigkeit sind — die hier zum ersten Male in unserer Geschichte vom Staate anerkannt und gefördert werden soll als ein trotz seiner Immortalität großes und hohes Gut des Volkes, als ein Gut, zu dessen Güter — vom Schaffen der Werte hier natürlich abgesehen — Männer sich erheben und heranzubilden sollen, die durch ihre schöpferische Verbundenheit mit der Dichtung dem die Akademie schaffenden Staate und seinen Verfassungsveränderungen am ehesten dazu geeignet und berufen seien. Dabei wäre für das, was der Staat mit der Akademie will — was, höher gesprochen: sie dem Volke sein soll — selbst ein Irrtum der Verfassungen, die Unterordnung einer der allgemeinen notwendig stehenden Dichtung, das Bestehenlassen eines veralteten einseitigen Statuts, das bejaudet und bemängelt worden ist, ja selbst, was kaum je wahrscheinlich werden dürfte, völlige Willkür in der Ergänzung einer solchen Körperschaft, nicht selbstgefährdend. Sober wird zu leisten versuchen, was man von ihm erwartet, sich mit allen Kräften darum bemühen, was immer schon ein Ergebnis verheißt. Als der Hofkanzler Kaiser Friedrich III. seinen Freund, den Kardinal Aloisius von Österreich, zum Papst zum Kaiser werden wurde; was er als Papst II. Papst Freund des Kaisers werden würde; was er als Papst II. nachher auch geworden ist, da sein Verfallnis bei allen Verhandlungen seiner neuen Stellung würde schmeigen müssen. So sehe ich — wenn ich auch um Himmel will die Mitglieder der Preussischen Dichtersession nicht zu Literaturwässern, deren Throne ohnehin in seinen Händen sind, erklären will — ich meine: so, so sehr Sache über Person stellen, sehe ich die Akademie. Als sie gegen die Gefahren des Schand- und Schmutzgeißels auftrat, wollte sie nicht den obersten einseitig gefährdeten künstlerischen Autor — mehr schon sein Wert — am meisten aber den lebendigen, immer Neues, immer Größeres zeugenden Atem der Geistesfreiheit schützen, von dessen Anhauch die Kultur, das geistige Leben des Volkes blüht. Zum Segen des Volkes, nicht zum Schutze einzelner wirtlicher Dichter, die gefährdet sein könnten, tat sie ihren Schritt.

Als ich diese Erkenntnis, die mit unumstößlich scheint, gefunden hatte: daß eine Akademie selbst in den ganz materiellen Fragen doch noch etwas anderes sein müsse als die Spitze der Zweckverbände, denen die einzelnen Akademiker überdem auch noch angehören — als ich diese Erkenntnis gefunden hatte, wurde mir sofort wieder klar, daß die Hauptaufgabe der Akademie über der der wirtschaftlichen selbst noch hoch über der der geistigen



# Umbildung der Preussischen Akademie der Künste

Auf Vorschlag des Reichs- und Preussischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung als Kurators der Preussischen Akademie der Künste in Berlin hat Ministerpräsident Generaloberst Göring die Satzung der Preussischen Akademie der Künste mit sofortiger Wirkung aufgehoben. Der Ministerpräsident beauftragte Minister Rüst, eine neue, nationalsozialistische Grundsätze entsprechende Satzung auszuarbeiten und sofortige Maßnahmen zur Umgestaltung und Verjüngung der Akademie zu treffen. Weiter übernahm Ministerpräsident Generaloberst Göring das Amt eines Protektors der Akademie. Demgemäß hat Reichsminister Rüst zunächst folgende Künstler als ordentliche Mitglieder in die Preussische Akademie der Künste aufgenommen:

## a) Architekten:

Prof. Brinckmann, Bremen  
Fid, München  
Prof. Gall, München  
Giesler, Sonthofen  
Prof. Hock, Köln  
Prof. March, Berlin  
Prof. Sagebiel, Berlin  
Prof. Dr. Schumacher, Hamburg  
Prof. Speer, Berlin  
Robert Tischler, München.

## b) Bildhauer:

Prof. Breker, Berlin  
Philipp Harth, Berlin  
Prof. Richard Klein, München  
Prof. Knecht, München  
Gerhard Marcks, Berlin  
Prof. Scheibe, Berlin  
Schmid-Ghmen, München  
Prof. Thorat, München  
Prof. Waldschmidt, Stuttgart.

## c) Maler:

Prof. Burmann, Berlin  
Georg Ehlig, Berlin  
Otto Herbig, Berlin,  
Kasper, München  
Kowalski, Breslau  
Prof. Lent, Berlin  
Mabian, Lübeck  
Prof. Nebel, Rassel  
Prof. Partikel, Königsberg  
Prof. Peiner, Kronenburg (Eifel)

Prof. Preetorius, München  
Prof. Ferdinand Spiegel, Berlin

## d) Kunsthandwerker:

Prof. Douglas-Hill, Berlin  
Prof. v. Giff, Stuttgart  
Prof. Esser, Berlin  
Emil Lettré, Berlin  
Julius Schramm, Berlin  
F. A. Wilm, Berlin

## e) Musiker:

Prof. Dr. Kurtwängler, Berlin  
Prof. Dr. Anab, Berlin  
Heinrich Kaminski, Thingen  
Hermann Reutter, Frankfurt am Main.

Ausgeschlossen ist bereits der größte Teil von Mitgliedern einer vergangenen Kunstperiode, die einer nationalsozialistischen Neubelebung der Akademie nicht im Wege stehen wollten. Die in der Akademie Verbleibenden werden, um jüngerem Nachwuchs Platz zu machen, zum Teil in eine inaktive Gruppe überführt werden.

Die neue Namensliste der Preussischen Akademie der Künste bringt Architekten, Bildhauer, Maler, Musiker und zugleich auch Kunsthandwerker, deren Namen seit langem einen guten Klang haben, sowie solche Künstler, die erst nach der Machtergreifung ihre künstlerische Betätigung ganz entfalten konnten. Unter den Architekten findet man den Hamburger Schumacher, March, den Erbauer des Reichssportfeldes, Sagebiel, den Erbauer des Reichsluftfahrtministeriums, Brinckmann, der die Innenarchitektur des deutschen Hauses in Paris geschaffen hat und Speer, den Schöpfer der Anlagen des Reichsparteitages. Unter den Bildhauern Gerhart Marcks, Scheibe, Harth, Breker, Thorat usw., unter den Malern Herbig, Burmann, Schmidt, Lent, Partikel, Peiner, Mahlau und Kasper, der den Münchner Festzug entwarf. Unter den Kunsthandwerkern Esser, den seinen Keramiker, Douglas-Hill, die Goldschmiede Lettré und F. A. Wilm, den Gründer der Deutschen Gesellschaft für Goldschmiedekunst, unter den Musikern Kurtwängler, der damit zum erstenmal Mitglied der Akademie wird. Wie man sieht, sind Männer vom 40. bis zum 60. Lebensjahr in die Akademie berufen worden. Persönlichkeiten, die für die Fortführung der lebendigen Tradition, wie für den neuen Geist bürgen.

geben vielen Hunderten wiedergebender Musiker ein weites Feld der Betätigung. Große Orchester haben durch sie ihre Hörer gefunden — es sei an die zahlreichen Gastkonzerte namhafter, auswärtiger Orchester in Berlin erinnert —, besonders aber hat das weite Feld der Kammermusik, das die schönsten Berlin deutscher Musikschöpfungen enthält, durch die in allen Orten des Reiches regelmäßig stattfindenden Konzerte ein ganz neues Leben bekommen. Sänger und Instrumentalisten, die früher in die eigene Tasche greifen mußten, um überhaupt ein Konzert geben zu können und dann noch allzu oft vor leeren Sälen spielten, werden immer mehr und immer erfolgreicher eingesetzt. Grundätzlich stellt die NS-Kulturgemeinde in ihren Konzerten gerade auch Werke zeitgenössischer Musik in den Vordergrund, so daß auch die Komponisten zu ihrem Recht kommen. Die Namen Albert Jung, Ludwig Maurid, Rud. Wagner-Regen, Hansheirich Dransmann und anderer sind durch den Einsatz der NS-Kulturgemeinde erst recht bekannt geworden.

Auch auf dem erst vor einem Jahr angepachteten Gebiet der bildenden Kunst sind durch lebendige ausgerichtete Ausstellungen einer dem

Volk besonders stark entfremdeten Kunstgattung neue Freunde und neues Verständnis geworden worden. Einen besonderen Anteil an diesem Arbeitserfolg haben die vielen kleinen Ausstellungen, die der Kunstkring der NS-Kulturgemeinde in engster Verbindung mit Heimat und Landschaft in mittleren und kleineren Städten veranstaltete, wobei besonders die Künstler des engeren Heimatgebietes zur Mitwirkung herangezogen und, häufig zum erstenmal, ihren Landsleuten bekanntgemacht wurden. Dadurch, daß jedes Mitglied des Kunstkringes eine Monatsgabe und dazu noch eine besondere Jahresgabe erhält und in 24 Ratenzahlungen den Ankauf von Kunstwerken erleichtert bekommt, haben sich vielen in wirklicher Not lebenden Künstlern von Wert neue Arbeitsmöglichkeiten erschlossen. Wir erinnern an die Kunstausstellung von Groß-Gerau, an die gerade kürzlich angekündigte Ausstellung in Herbolzheim, die Ausstellung in der Lausitzer Grenzstadt Lübau und viele andere, über die im „N. B.“ berichtet wurde.

Die lebendigste Förderung der Theaterkunst, des Verständnisses für das Theater überhaupt, geht von den Wanderbühnen aus, über die in

diesen Spalten ihrer Bedeutung entsprechend oft und ausführlich berichtet worden ist. Die NS-Kulturgemeinde — das sei an dieser Stelle hervorgehoben — sammelt überall im ganzen Reich, in größeren und kleineren Orten, die kunstfreundliche Theatergemeinden, die den Wanderbühnen für ihre Arbeit die Teilnahme des Volkes sichern. Auch viele großstädtische feste Theater haben an dem in der NS-Kulturgemeinde gesammelten Willen der Bevölkerung ihrer Stadt den festesten und sichersten Rückhalt ihrer Arbeit.

Das deutsche Schrifttum, das Buch, für dessen Verbreitung im Volk so zahlreiche Maßnahmen eingesetzt werden, kann wohl keine wirksamere und erfolgreichere Förderung erfahren als durch die unzähligen Dichtereinsammlungen, die die NS-Kulturgemeinde im ganzen Reich durchführt.

So wächst auf allen Gebieten des kulturellen Lebens durch die Arbeit der NS-Kulturgemeinde die persönliche Verbindung zwischen dem Volk und seinen schöpferischen Menschen, so wird das Volk zur Kunst und wird die Kunst zum Volk geführt.

einigen Staaten namentlich stark hervorzuheben, so glaube ich, daß eine Berechtigung dazu nicht vorliegt; denn meines Wissens gibt es in USA. einige Staaten, wo es heute noch verboten ist, über Darwinismus zu sprechen. Und wenn die Gesamtheit der Wissenschaft uns eine Drosselung der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland nachlag, so ist das ein logischer Fehler.

Man will uns nämlich durch diese Behauptungen die Freiheit unseres eigenen Forschens und Denkens nicht mehr anerkennen! Die ganze Gruppe gesellschaftlicher Institutionen, groß geworden in den Ideen der französischen Revolution, gibt tatsächlich unzulässig ihre Lehren als die allein herrschenden und berechtigten an.

Wir dagegen müssen sagen, daß diese alte Welt heute überall in Stücke geht und daß alle Ursache genug hätten, die Grundlagen der alten Kultur und Zivilisation neu zu überprüfen, die überall schon mächtige Sprünge aufweisen.

Schließlich werden diese Vorwürfe auch noch vom alten Liberalismus in Deutschland selbst erhoben. Da müssen wir denn doch schon sagen: wir glauben nicht, daß es eine absolute Freiheit, eine absolute Lebensfreiheit in den letzten 80 Jahren in Deutschland gegeben hat! Die Hochschulen waren zum großen Teil, was z. B. die Wirtschaftswissenschaften anbelangt, fast nur von liberalistisch denkenden Wirtschaftlern bevölkert. Die Gedankengänge früherer Zeiten, die schon auf uns hinwiesen, fanden kaum irgendeine Vertretung an deutschen Universitäten, und alle die Menschen, die vielleicht früher schon für ein Denken eingetreten waren, das heute freier durch Deutschland zieht, sind einsam gestorben, und kaum eine Universität hat es für nötig gefunden, ihnen einen Doktor ehrenhalber zu verleihen. Ein Eugen Dühring ist einsam dahingegangen und einem Houston Stewart Chamberlain ist nirgends der Doktor ehrenhalber angeboten worden, wohl aber kleineren Persönlichkeiten einiger Städte, die sich einiger Institutionen angenommen haben, oder sogar einem Karl Severing.

Ich möchte das nicht aufgefakt wissen als einen Vorwurf gegen die deutschen Hochschulen an sich, sondern nur als eine Feststellung des gesamten geistigen Zustandes, wie er in diesen letzten Jahrzehnten bestand, und da ist es schon so, daß es eine wirkliche Lebensfreiheit in einem angeblich absolut freien liberalen Leben nicht gegeben hat. Jede Zeit hat ihr Gepräge, und naturgemäß wird in jeder großen heroischen Zeit auch die Hochschule sich bemühen, das Gepräge dieses Geistes zu tragen. Und wir sind allerdings anmaßend genug, zu erwarten, daß die deutschen Hochschulen ebenfalls ein Abglanz und eine Verkörperung dieses neuen Staats- und Lebensgedankens sein werden, wie es alle anderen Erscheinungen und Körperlichkeiten des deutschen Lebens zu sein die Pflicht haben!

Wenn man von Freiheit und Unterdrückung der Freiheit die Rede ist, so ist klar, daß die nationalsozialistische Bewegung 14 Jahre in erster Linie eine politische Kampfbewegung gewesen ist, daß wir uns alle aber bewußt waren, daß dieser äußere Kampf aus ganz bestimmten inneren Antrieben entstanden war und daß er getragen war von bestimmten Glaubenssätzen und von einer ganz bestimmten Charakterhaltung aus. Wenn ich diesen Kampf überprüfe, so ist es nicht anmaßend, heute zu erklären, daß wir uns nicht etwa als Gegner der Vorkämpfer einer freien Forschung betrachten, sondern vielmehr, daß wir uns als die Geliebten aller jener empfinden, die einmal in einer mittelalterlichen Zeit die Fahne dieser freien Forschung erhoben haben.

Unser alter Mitkämpfer und Kamerad, Geheimrat Philipp Lenard, hat einmal eine Feststellung gemacht, die von erschütternder Tragik ist: vom Jahre 100 v. Chr. etwa bis 1500 n. Chr. hat es eine „tote Zeit“ ohne Naturforschung gegeben. Das bedeutet, daß ein Anseh europäischer Wissenschaft, die im antiken Hellas entstand, eine Unterbrechung erfahren hatte, die auf ihre Ursachen zu verfolgen, jeder verpflichtet ist.

Es war die Zeit, da das alte Griechentum verging und die asiatischen Einflüsse immer stärker wurden, es war die Zeit, da auch das Späte Rom seine Charakterkräfte mehr aufbrauchte, um den politischen und weltanschaulichen Zerfaltungskämpfen zu widerstehen.

Dann kam eine Zeit, da aus den nordischen Gefilden immer wieder neue Völkerströme sich über Europa ergossen und keine Möglichkeit einer stabilisierten Lebensführung gestattet. Jahrhunderte sind über diese Völkerwanderung hingegangen, bis schließlich aus ihnen die nationalen Staaten Europas erwachten. In dieser Zeit starben viele germanische Völker, in diesen Jahrhunderten starben auch die alten germanischen Götter, und in diese Zeit hinein drangen die religiösen Gedanken des Christentums und formten sich kirchenpolitisch eine Macht, die schließlich staatspolitisch untermauert wird und jahrhundertlang das geistige Leben Europas bestimmt. Diese Macht brachte mit sich nicht nur die Erbauungsbücher des Alten und Neuen Testaments, sondern eine bestimmte naturwissenschaftlich begründete Lehre, und nach den Lehren des Alten Testaments betete man nicht nur, sondern behauptete auch, ein naturwissenschaftliches Weltbild zu besitzen. Dieses Dogma lastete über ganz Europa, und hier in dieser Zeit treten einzelne große Forscher auf, die sich in die Gesetzmäßigkeit des Universums vertiefen wollten. Sie werden unterdrückt und verfolgt, von ihnen beklüdet, entsteht aber ein immer neu forschendes Geschlecht, bis schließlich im 15. und 16. Jahrhundert dieser ewige Forschungstrieb freigelegt durchbricht und tatsächlich eine geistig wissenschaftliche Revolution Europas einleitet.

Man kann sagen, daß die Geschichte der europäischen Wissenschaft ein einziger Protest gegen die früheren Lehren gewesen ist. Antrieb zu diesen ewigen Forschertaten war die große Naturliebe und Naturverbundenheit des germanischen Menschen. Was in diesen vergangenen Jahrhunderten an die Naturliebe zum Ausdruck kam, das zeigte sich in jedem gotischen Bogenfenster, das überreich belastet ist mit Darstellungen des Naturlebens, das zeigte sich in jedem Schmuckwerk, das zeigte sich in der europäischen Malerei mit den Blumenmustern unter den Füßen der Madonna. Diese Naturbeobachtung war der Antrieb der ganzen europäischen Naturforschung und hat schließlich Europa von allen inneren Gefahren halbwegs gerettet. Denn wenn man bedenkt, daß noch ein Luther sagen konnte: „Die griechische Weisheit, wenn sie gegen die Judenweisheit gehalten wird, ist gar viehisch“, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie vergiftet die Seelen dieses mittelalterlichen Menschentums bereits waren, die von den verwandten großen Schöpfungen des Griechenvolkes nahezu nichts mehr wußten, weder von den Denkern noch von den ewigen Künstlern Hellas, und ausgerechnet die Weisheit einem Volke zuzuschreiben, das weder eine originale Forschungsleistung noch jemals eine echte große Kunst im Laufe seiner ganzen Geschichte gezeitigt hat.

Über diese Jahrhunderte geht die germanische europäische Wiedergeburt ihren Weg, und der Weg der Wissenschaft ist mit der besten und ältesten Weg dieser Wiedergeburt gewesen. Jahrhundertlang ist dieser Kampf um freie Forschung durchgeführt worden und war auch am Ende des 19. Jahrhunderts noch lange nicht beendet; denn als Lyndall 1874 in seiner berühmten Rede in Bristol die absolute freie Forschung forderte, da haben sich die puritanischen Kreise in heftigster Erregung auch gegen diese Forschung noch am Ende des 19. Jahrhunderts gewandt. Es ist also nicht so, als ob diese Freiheit der Forschung eine absolut sichere Errungenschaft der Völker sei, sondern um die Freiheit des Forschens wird heute in der ganzen Welt genau so gerungen wie vor 100 und 500 Jahren.

Man hat in diesen letzten Jahrzehnten auf vielen Kongressen von der sogenannten Internationalität der Kunst und Wissenschaft gesprochen. Für die Kunst darf man ja wohl heute sagen, ist diese Anschauung längst zu den Alten gelegt, denn es gibt nichts Farteres und Stärkeres für eine Nation als ihre Kunst; und was die Wissenschaft anbelangt, so glaube ich, daß es die sogenannte internationale Wissenschaft an sich nicht gegeben hat und auch heute nicht gibt.

Es gibt gewisse technische Ergebnisse der Wissenschaft, die gewiß von den meisten Völkern ausgenutzt werden können, vom Gerüst eines Hauses und von einer Eisenbetonbrücke bis zu den Kleinigkeiten des

# Freiheit der Wissenschaft

Aus dem neuesten Werk Alfred Rosenbergs „Die Gestaltung der Idee“, das demnächst im Eher-Verlag erscheint

Der Zentralverlag der NSDAP. bringt demnächst als 2. Band des Werkes von Alfred Rosenberg „Blut und Ehre“ die Gedanken, Aufsätze und Reden des großen Vorkämpfers der Bewegung heraus, die von besonderem Einfluß auf die politische und kulturelle Gestaltung unseres völkischen Lebens seit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus geworden sind. Aus diesem Buch, das den Titel „Gestaltung der Idee“ tragen wird, veröffentlichen wir mit der Erlaubnis des Zentralverlages die nachstehende grundsätzliche Betrachtung, der als Ausdruck des geistigen Schaffens im Dritten Reich eine erhöhte Bedeutung beigemessen ist.

Der Nationalsozialismus ist sich in seinem langen Kampfe stets bewußt gewesen, daß nach der Erringung der Macht die ganze Umwelt einen politischen und geistigen Kampf gegen diese neue Bewegung und gegen den neu errichtenden Staat eröffnen würde. Denn es war selbstverständlich zu erwarten, daß eine Bewegung, die den Geistesmächten und den politischen Anschauungen der letzten 200 Jahre einen grundsätzlichen Kampf ansetzte, auch nach ihrem Siege auf Widerstand stoßen müßte. Wenn das nicht geschehen wäre, dann hätte sich in Deutschland nicht eine Revolution abgespielt, sondern nur das Erleiden von 30 Parteien durch eine, ohne daß das Gefüge innerlich geändert worden wäre.

Dieser politische Kampf ist uns nicht unerwartet gekommen. Innerhalb dieses Kampfes gegen uns hat uns aber

ein Vorwurf besonders berührt: es ist der Vorwurf, der nicht von absoluten Gegnern, nicht von einer sensationslüsternen Clique kommt, sondern von ernsthaften Männern der Wissenschaft erhoben wurde, nämlich: daß die nationalsozialistische Bewegung die Freiheit der Wissenschaft kenne und die Forscher aus dem Lande weise, die noch eine aufrechte Meinung verkündeten. Ich glaube, wenn wir in diesen vergangenen Jahren eine Anzahl von Professoren entfernten, und wenn einige davon über die Grenze gingen, so waren das nicht Menschen, deren Freiheit des Forschers unterdrückt wurde, sondern es waren zum großen Teil Persönlichkeiten, die die Freiheit des Forschers mit der Freiheit der Bevölkerung Deutschlands 14 Jahre lang verwechselt haben.

Und weiter waren es Kreise, von denen wir nach 14jähriger Erfahrung annehmen mußten, daß sie nicht imstande sein würden, der neuen Zeit zu folgen, weil sie oft orientalisches Denken mit deutschem Denken gleichgesetzt haben. Ich glaube aber, daß die Vorwürfe, die durch diese Persönlichkeiten der Wissenschaft des Auslandes vermittelt wurden, nicht allein maßgebend gewesen waren; es ist auch eine gewisse Bequemlichkeit des Denkens gewesen. Die Persönlichkeiten des wissenschaftlichen und sonstigen Lebens waren in einem bestimmten Denkprozeß hinein gewachsen, sie lehrten nach gewissen, nun einmal überlieferten Methoden Geschichte und Philosophie, und es war ihnen naturgemäß unbehaglich, nun plötzlich vor neue Fragen gestellt zu sehen und unter Umständen etwas Neues lernen zu müssen. Wenn z. B. diese Angriffe gegen uns auch aus den Ver-

# Wesen und Aufgabe der Reichskulturkammer

In vornehmlichem Maße haben die Reden des Führers auf den vergangenen Reichsparteitag über Kunst und Politik und ihren lebendigen untrennbaren Zusammenhang Teil daran, daß das gesamte Deutsche Volk seine Aufmerksamkeit in einer früher nie gekannten Weise auf das kulturelle Wesen und Wirken richtete. Immer wieder wird es von den mit der Pflege des kulturellen Lebens Beauftragten ausgesprochen, wie es der Führer selbst auf dem Parteitag gesagt hat:

„Die Kunst ist keine Erscheinung des menschlichen Lebens, die nach Bedarf gerufen und nach Bedarf entlassen oder pensioniert werden kann. Sie gehört zu dem Gesamtkomplex der rassistischen Werte und Veranlagungen eines Volkes . . . Keine Zeit kann sich herausnehmen, von der Verpflichtung der Kunstpflege entbunden zu sein . . . Je geringer daher die Pflege der Kultur in einem Volke ist, um so tiefer ist zumeist auch sein allgemeiner Lebensstandard und um so größer damit auch die Not seiner Bürger.“

Diese Erkenntnis bedingt nach dem Willen des Führers die aus dem Wesensgefüge des nationalsozialistischen Staates nicht wegzudenkende Kulturpolitik. Der Begriff der Kulturpolitik selbst weist schon auf die besondere Verpflichtung hin, die mit ihm gelegt ist.

## Im Auftrag des Volkes

Betrachtete der liberale Staat die künstlerische Betätigung als Privatangelegenheit, so muß sie der nationalsozialistische als einen dem Künstler vom Volk gegebenen Auftrag ansehen. Damit ist auch die Verantwortung eine andere: Der Künstler trägt sie dem Volk gegenüber, zwar frei in seinem Schaffen, aber nicht mehr frei zur Willkür.

Daraus erwächst eine zweifache Verpflichtung: für ihn selbst die Notwendigkeit, unter dem Gesetz der im Volke wirksamen Kräfte zu bleiben, und für den Staat als die vom Volk für sich selbst geschaffene, aus ihm heraus gewachsene Lebensform die Aufgabe, das kulturelle Leben fördernd zu bejahen. Unter dieser Voraussetzung ist der Künstler Sprecher des Volkes, Deuter seines Willens und des Sinnes seines Werdens, für seine Zeit wie für die Nachwelt.

Nur so werden einem Volk Dokumente seiner

Kultur geschenkt, die nach des Führers Wort sein geschichtliches Dasein noch überdauern und spätesten Geschlechtern noch Kunde von seinen Leistungen geben. Diese Forderung der Leistung für das Volk und aus der Gesamtheit seiner Kräfte heraus ist bestimmend gewesen für die Gründung der Reichskulturkammer und ihre Gesetzgebung.

Bestimmend blieb für diese Gesetzgebung stets der Wille, allen denen, die kulturelle Werte schaffen oder vermitteln, den Boden für eine fruchtbare Arbeit zu ebnen und ihnen die dafür notwendigen Voraussetzungen zu sichern, blieb aber auch die Verpflichtung, ihnen für ihre Arbeit die Verantwortung den nationalen Notwendigkeiten gegenüber verbindlich zu machen, sie, wo nötig, dazu anzuhalten und zu erziehen. Daneben mußte die Gesetzgebung die Möglichkeiten bieten, solchen Menschen ihre künstlerische Betätigung zu unterlegen, die entweder nach Haltung oder auf Grund sachlicher Unfähigkeit keine wertvolle schöpferische Leistung erwarten lassen. Endlich hatte diese Gesetzgebung alle die, die zu demselben künstlerischen Berufsstand gehören, zusammenzuführen zu einer ständischen Einheit und zum Bewußtsein von Standesehre und Standespflichten. Damit befreite sie die aus der Zeit des Liberalismus herrührende, wohl auf allen Gebieten gerade des kulturellen Lebens besonders traurige Zersplitterung in einzelne Interessentengruppen, für die es nur kleinteiliges Reid und Gegenstand an Stelle des einen großen Zieles gab.

Die Gesetzgebung der Reichskulturkammer und der einzelnen Fachkammern vermochte es, der nationalsozialistischen Forderung getreu, daß alles, auch wirtschaftliche Rücksicht dem Geistigen untergeordnet sei und von da aus seine letzte Bestimmung erhalte, die individualistische Kunstauffassung völlig zu überwinden zu Gunsten des Wissens um die wahre Gemeinschaft. Darum ist auch das Kulturrecht, das sie geschaffen hat, ein gänzlich neues. Es kommt vom Ganzen her, von der neuen Wesensbestimmung des kulturellen Lebens und regelt von da aus die Belange des einzelnen.

Das ist positive Leistung da, wo es früher nur negative Überwachung gab, das ist Förderung des Künstlers und des Kunstschaffens in nationalsozialistischem Sinn. Auf weitere Sicht betrachtet bilden gesetzgeberische und fördernde

Tätigkeit der einzelnen Kammern so allmählich einen kulturellen Kampftrupp, erfüllt von einer für das Leben der Nation unerlässlichen Bereitschaft zum Dienst und zur Hingabe.

Je nach Notwendigkeit und Aufgaben äußert sich die Wirkung der Kulturgesetzgebung für die Fachkammern in verschiedener Weise.

Neben der Zusammenfassung der z. T. sehr auseinanderstrebenden Künstlerverbände galt es im Bereich der Musikammer vor allem, eine einheitliche Regelung der Beschäftigungsmöglichkeiten der ausübenden Musiker zu schaffen, das nicht unwesentlich eingeschränkte Feld der Tätigkeit selbst zu erweitern, den Musikerstand von der Belastung durch unfähige Berufsgenossen zu befreien, sich der Pflege der Musik überhaupt anzunehmen und den in weitesten Kreisen verbreiteten Eindruck zu verwischen, als sei die Musik nur etwas dem Leben zu seiner Erweiterung Beigegebenes.

Die in der Musikammer gesicherte Herrschaft des nationalsozialistischen Leistungsprinzips tritt in der Gesetzgebung der Reichskammer der bildenden Künste noch deutlicher in Erscheinung. Durch eine Eignungsprüfung soll verhindert werden, daß Erzeugnisse, die nichts mit Kunst gemein haben, den wahren Künstlern den Weg ins Volk verlegen und das künstlerische Urteil des Volkes verderben.

Die Durchdringung der Kunst mit unserer Weltanschauung zeigt sich wohl am deutlichsten in der Gesetzgebung der Theaterkammer, da das Theater als Volkstheater schon um der Sinnfälligkeit seiner Kunst willen den unmittelbarsten Einfluß besitzt.

Durch das Theatergesetz ist es wieder einer großen Kulturaufgabe zugeführt, dadurch aber aus der in liberalistischer Haltlosigkeit bedingten Problematik seines Daseins endgültig erlöst worden. Es hat an Stelle eines fraglichen Selbstzwecks eine im Bereich des nationalen Lebens wesentliche Verpflichtung erhalten. Infolgedessen ist es auch nicht mehr bloße, vom Staat mit mehr oder weniger Argwohn beobachtete Unternehmung, sondern Plattform für künstlerischen Auftrag. Für den einzelnen Schauspieler regeln sich von da aus als für einen Teilhaber dieses Auftrages alle wichtigen Fragen.

Auch der Rundfunk hat seine von der Propaganda und ihrer Notwendigkeit her bestimmte Bedeutung. Auf dieser Einsicht baut die Gesetzgebung der Rundfunkkammer auf, deren Ziel es ist, den deutschen Rundfunk allmählich zum unveränderlichen erlebnismäßigen Besitz des ganzen Volkes zu machen, ihn damit in den Dienst der Volksgemeinschaft zu stellen. Er ist längst in der Erfüllung seiner propagandistischen Aufgaben begriffen, denen er durch die politische Willensbildung wie durch weltanschauliche Schulung dient. Im Bereich der Rundfunkkammer wird noch manches neue Gesetz zu erwarten sein.

Auch der Ausbau der Reichsschrifttumskammer hat sich auf eine erhebliche Zahl organisatorischer Aufgaben erstreckt, so auf die Zusammenfassung aller in entsprechender Arbeit am deutschen Schrifttum tätigen Gruppen.

Ihre Gesetzgebung richtete sich auf die Schaffung eines geschlossenen Schriftstellerstandes,

die Förderung des Dienstes des gesamten Buchhandels am deutschen Buch, die Erziehung des buchhändlerischen Nachwuchses durch besondere Schulung, Beseitigung der schädigenden Zustände im Leihbüchereiwesen und Reisebuchhandel, Schaffung eines Normalvertrags über den Verlag eines Werkes und Bemühung um die Verbreitung des guten Buches als unerlässlicher geistiger Nahrung.

Durch umfangreiche Gesetzgebung hat endlich auch die Filmkammer die Fragen der Filmprüfung, der Einfuhr, der Programm- und Preisgestaltung, des Verleihs und der Finanzierung (durch Gründung der Filmkreditbank) geregelt. Dazu ist gerade dem Film durch das Kulturrecht der ihm lang verweigerte Platz eingeräumt worden, auf dem seiner erheblichen Aufgaben warten, da er um seiner Eigenart willen in ganz besonderer Art zur Wirkung auf das Volk befähigt und berufen ist. Darin liegt auch der Grund, aus dem eben in der Filmkammer noch eine auf längere Zeit sich erstreckende Gesetzgebung zu erwarten ist.

Den Einzelkammern, die Künste betreuen, also allen außer der Pressenkammer, ist eines ge-

meinsam: der Wille zur stärksten Förderung des künstlerischen Nachwuchses. Aus diesem Grunde haben sie sich alle zwei große Aufgaben gestellt und auch dafür Sorge getragen, daß andere Stellen ihnen in dieser Bemühung zur Seite stehen. Die eine Aufgabe ist, für die ausübenden Künstler Arbeit, für die schöpferischen Aufträge zu schaffen. Die zweite besteht in der Anregung zum verantwortungsvollen Werk durch Verteilung staatlicher, städtischer, parteiamtlicher und privater Preise. Es hat weder in Deutschland noch wohl in sonst einem Land der Erde je eine Zeit gegeben, da die Künstler in so hervorragender Weise gefördert worden sind.

Nun, da der organisatorische Aufbau der Reichskulturkammer mit ihren Fachkammern im allgemeinen abgeschlossen ist, wird sie sich dieser Verpflichtung in stärkerem Maße annehmen, wie die Arbeit der Einzelkammern sich in letzter Zeit sowieso schon mehr als bisher auf die im Sinn ihres schöpferischen Auftrags praktische Betätigung erstreckt hat. Als Beispiel dafür sei etwa die Beteiligung der Reichsschrifttumskammer am Winterhilfswerk durch ihre Buchspenden genannt.

Dr. Willi Fr. Kötitzer

## Kulturarbeit auf breiter Grundlage

Die Dienststelle des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

Als am Schluß des Jahres 1933 die vordringliche organisatorische Umgestaltung des öffentlichen Lebens durch die nationalsozialistische Bewegung ihren vorläufigen Abschluß gefunden hatte, konnte die NSDAP. folgerichtig im zweiten Jahr ihrer Regierung diese neue Form mit ihrem Geiste durchbringen.

Es genügte nicht, die innerhalb der Partei und ihren Gliederungen erfahrenen Volksteile zu schulen und zu erziehen. Alle Lebensäußerungen unseres Volkes mußten ausgerichtet werden im Geiste des Nationalsozialismus, dessen Hüterin die NSDAP. ist. Sie allein ist berechtigt zu beurteilen, was sich im öffentlichen Leben mit dem nationalsozialistischen Willen deckt und was aus dem Blickfeld des Nationalsozialismus heraus abzulehnen ist. Vor allen Dingen trifft dies auf die Gestaltung des gesamten kulturellen Lebens zu.

Um die Einheit der Erziehungsarbeit der Bewegung zu gewährleisten, hat der Führer

Reichsleiter Alfred Rosenberg mit der Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Erziehung und Schulung der NSDAP. beauftragt.

Es verstand sich von selbst, daß diese Überwachungstätigkeit nicht auf die Kontrolle bereits vollzogener Maßnahmen beschränkt werden konnte. Reichsleiter Rosenberg sah vielmehr seine eigentliche Aufgabe darin, in enger Fühlungnahme mit allen Dienststellen der Bewegung dafür zu sorgen, daß die Erziehungs- und Schulungsarbeit der Partei in einheitlicher Weise nach einheitlichen Richtlinien durchgeführt wird und dadurch von vorneherein falsche Wege in der Erziehung unseres Volkes vermieden werden.

So wurde unter diesen Gesichtspunkten auch die Dienststelle des Beauftragten des Führers aufgebaut. Das gesamte Arbeitsgebiet wurde zunächst in eine Reihe einzelner Abteilungen ge-

gliedert, deren Arbeitsgebiete in der Folge kurz umrissen werden sollen.

### Das Amt Schulung

Durch das „Amt Schulung“ wird die Überwachung und Ausrichtung der in den Gliederungen der NSDAP. durchzuführenden Schulung vorgenommen. Es werden Entwürfe von Lehr- und Stoffplänen geprüft und neue Lehrpläne nach den Richtlinien des Reichsleiters ausgearbeitet, nach denen dann innerhalb der Gliederungen die Erziehung und Schulung durchgeführt wird. Da die einzelnen Gliederungen der NSDAP. in organisatorischer und disziplinärer Hinsicht geschlossene Einheiten der Bewegung sind und die Verantwortlichkeit für die gesamte Arbeit dieser Gliederungen ausschließlich bei dem zuständigen Reichsleiter liegt, kann es nicht Aufgabe des Amtes „Schulung“ beim Reichsleiter sein, die Überwachung

**ADOLF SCHUSTERMANN**

ADRESSEN-VERLAG U. ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

GEGRÜNDET 1891  
BERLIN S.O. 16  
RUNGSTR. 20



| Ausschnitt aus:                   | Tag  |      |    | Monat |
|-----------------------------------|------|------|----|-------|
| Memel. Dampfboot<br>Memel         | 1    | 11   | 21 | Jan.  |
| Moskauer Rundschau<br>Moskau      | 2    | 12   | 22 | Febr. |
| Le Rempart<br>Paris               | 3    | 13   | 23 | März  |
| Notre Temps<br>"                  | 4    | 14   | 24 | April |
| Neue Pariser Ztg.<br>"            | 5    | 15   | 25 | Mai   |
| Posener Tagebl.<br>Posen          | 6    | 16   | 26 | Juni  |
| Revalische Zeitung<br>Reval       | 7    | 17   | 27 | Juli  |
| Saarbr. Landesztg.<br>Saarbrücken | 8    | 18   | 28 | Aug.  |
| " Zeitung<br>"                    | 9    | 19   | 29 | Sept. |
| Neue freie Presse<br>Wien         | 10   | 20   | 30 | Okt.  |
| Neues Wiener Journal<br>"         | 1908 | 1934 | 31 | Nov.  |

## Von den Titeln der Bücher . . .

Von Hans Erman.

Die frühen Werke der Dichtkunst hatten so wenig einen Titel wie die Menschen damals einen Familiennamen. Homers Odyssee haben erst wir getauft, und das Nibelungenlied wurde ohne Titel und selbst ohne Verfasser der Nachwelt überliefert. So blieb es selbst bei den ersten gedruckten Büchern. Sie begannen gleich mit dem Text, den sie zu sagen haben, und allenfalls kommt ganz am Ende eine schlichte Notiz: geschrieben und an den Druck gegeben von . . .

Schade, daß es keine gelehrte Geschichte des Buchtitels gibt, daß nicht einmal eine Dissertation sich seiner erbarmt hat! Für die Entwicklung des Geschmacks und des Stils ließe sich mancherlei hier finden.

Da war die Zeit, wo das Buch noch den Reiz des Neuen hatte und von Schreiber und Leser sehr wichtig genommen wurde. Was wir heute kurzweg „Simplicissimus“ nennen, das lautete damals „Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch. Das ist: die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt

Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher Gestalt Er nemlich in diese Welt kommen, was er darinn gesehen, gelernt, erfahren und ausgestanden, auch warumb er solche wieder freywillig quittirt. Ueberaus lustig und männiglich lustig zu lesen“.

Nun wußte wohl jedermann, was er von solchem Buch zu erwarten und zu halten hatte.

Im 16. Jahrhundert hatte man übrigens erstmals dem Buch einen Rückentitel gegeben. Der französische Bücherhändler Jean Grolier de Servin fand sich in seiner Bibliothek nicht mehr zurecht, also ließ er auf den Rücken jedes seiner Bücher den abgekürzten Titel zeichnen.

Vielleicht war das die Geburtsstunde des Schlagwortes?

Tatsache ist, daß die Büchertitel zusehens kürzer werden.

Dafür tritt der Verfasser etwas stärker hervor. Das Dichten war mittlerweile ja eine gesellschaftliche Übung, ein Unterhaltungsspiel geworden. Wenn ein Herr von Geuß seine Gedichte erscheinen läßt, so darf das Titelblatt nicht verschweigen, daß der Dichter ein „Herzoglicher Gotha'scher Landes-Cammer-reith und Mitglied der Jena- und Göttingischen Teutschen Gesellschaften“ ist.

(Man überlege sich, beispielsweise: Hymnen von Dr. Stefan George. Mitglied der Akademie der Künste.)

„Luise Millerin“ war ein sachlicher Titel.

Aber Jiffand, der erfahrene Theaterfachmann, hatte vielleicht Recht, wenn er dem jungen Schiller vorschlug, dafür das schlagkräftige „Kabale und Liebe“ zu setzen. Die Leserschaft hatte plötzlich genug bekommen an all den „Emilia Galottis“ und „Mig Sampons“, das Publikum wollte schon im Titel leben, daß ihm nicht persönliche Einzelschicksale, sondern allgemeine Probleme behandelt wurden.

Es kommen als Uebergang die „oder“.

Lenz heißt sein Stück „Der Hofmeister oder die Vortheile der Privat-erziehung“. Goethe überlegt, wie man den „Faust“ allgemeingültig betiteln könnte.

Und überdies macht sich schon eine etwas bürgerlich-bequeme Moral bemerkbar . . .

„Werthers Leiden“ könnte vielleicht mißverstanden werden, und Goethe läßt auf den Titel der zweiten Auflage einen Vers drucken: Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben, / Jedes Mäd-chen so geliebt zu sein, / Ach, der heiligste von unsern Trieben, / Warum quillst aus ihm die grimme Pein? / Du beweinst, Du liebst ihn, liebe Seele, / Rettest dein Gedächtnis von der

Schmach; / Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle, / Sei ein Mann, und folge mir nicht nach!

Die Reime sind tatsächlich von Johann Wolfgang von Goethe!

Häblicher sind noch die Titel der minorum gentium, der kleinen Herren der Literatur; denn diese haben oft ein besseres Gefühl für den Zeitgeist als die großen Olympier!

Die „Werke müßiger Nebenstunden“ galanter Kavaliere waren um 1800 verschwunden. Das Bürgertum suchte seinen Platz und sein Schicksal in der Literatur, aus dem es so bald wieder vertrieben werden sollte von den so unbürgerlichen Romantikern.

Beispielhaft noch die Romane Johann Martin Millers, des viel gedruckten und noch häufiger gelesenen Zeitgenossen Goethes. Einer heißt: „Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtchens Erlenburg. Ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand“. Ein anderes nennt sich „Aus den Briefen zweier Liebenden, Ein Beitrag zur Geschichte der Fortschritt“ . . .

Wer weiß nun nicht Bescheid um Geschmack und Zeitgeist?

Aber noch fehlt den Titeln das Anpreiserische!

Herr von Kogebue tritt auf den Plan. „Das Kind der Liebe oder der Straßenräuber“, „Philibert oder die Verhältnisse“, „Die schöne Solotänzerin oder das Glück im Bürgerhause“ taucht er die Kinder seiner Muße.

Das lockt ins Theater!

Das reizt zum Lesen!

Das ist ein Plakat, fast wie die Titel unserer Tage, wo wir an Kellametechnik des Titels uns schon gewöhnten. „Fragen Sie Frau Christine!“, „Robin tollst du, Kesselfchen?“, „Kleiner Mann, was nun?“, das sind fast nicht mehr Titel einer Dichtung, sondern Worte persönlicher Anrede! Sie sprechen nicht mehr vom Werk, sondern zum Passanten. Sie sind nicht mehr Namen, sondern Blickfang!

Habent iua fata libelli . . .

Auch Titel haben ihre Geschichte. Das geistige Leben wird gehetzt und in den Ausdrucksformen schärfer. „Mein Kampf“ ist ein Fanal gegen die fast behaglichen „Gedanken und Er-innerungen“, man fühlt im Titel dieser Werke den Unterschied zwischen den Notjahren unseres Jahrhunderts und der doch friedlichen Zeit Bismarcks. Was Goethe „Dichtung und Wahr-heit“ nannte, das heißt bei Gerhart Hauptmann heute „Buch der Leidenschaft“.

Habent iua fata tituli!

| Ausschnitt aus:                                       | Tag       | Monat       |
|-------------------------------------------------------|-----------|-------------|
| Menestral, Le Paris                                   | 2         | 12 22 Febr. |
| Metallmarkt, Der Berlin                               | 3         | 13 23 März  |
| Mirag Leipzig                                         | 4         | 14 24 April |
| Mitropa Berlin                                        | 5         | 15 25 Mai   |
| Mitteilung d. Industrie- u. Handelskammerz. Bln.      | 6         | 16 26 Juni  |
| Mitteilungen über die Vogelwelt Stuttgart             | 7         | 17 27 Juli  |
| Mitteilungsblätter d. Wela Berlin                     | 8         | 18 28 Aug.  |
| Mitteil.-Bl. f. dtsch. Fleisch- u. Trichinenbeschauer | 9         | 19 29 Sept. |
| Malerei-Ztg. Hildesheim                               | 10        | 20 30 Okt.  |
| Monatshefte f. Chile Valdivia                         | 1933 1934 | 31 Nov.     |

# Oktober-Ausklang, November-Anfang in Berlin

Auf dem Dönhofsplatz, auf dem einst die Wochenmärkte des alten Berlin stattfanden, steht nun ein neun Meter hoher Turm, der dem Andenken des zu früh verstorbenen Bürgermeisters des Bezirks Mitte, Wilhelm Lach, gewidmet ist. Aber aus ihm klingt die Lebens-Glocke, die alle fünf Minuten durch neun wuchtige Schläge die Geburt neun deutscher Kinder verkündet. Unter ihr hängt ein kleines Glockenspiel, das in den Zwischenräumen Kinderlieder spielt. Und zu tiefst zeigt die Sanduhr an, daß in den gleichen fünf Minuten sieben deutsche Menschen sterben. Staatskommissar Dr. Lippert gab bei der Einweihungsfeier bekannt, daß die Lebens-Uhr an jedem Muttertag neu eingestellt wird —: die Sanduhr wird wohl so weitergehen, aber vielleicht tut die Lebensglocke im nächsten Jahr schon einen Schlag mehr...

Die Reichshauptstadt ist nun ganz zu neuem winterlichen Leben erwacht. Das Theater- und Konzertleben ist voll im Gange, die Varietés und Kabaretts bringen in produktivem Wettkampf um die Gunst der Besucher ihr Bestes, und in den Vergnügungstätten ist Hochbetrieb. Und auf dem Messegelände am Funkturm wird eifrig am Neubau der niedergebrannten Halle gearbeitet, damit der Ende November beginnende „Weihnachtsmarkt am Kaiserdamm“ noch größer und glänzender als im Vorjahr erstehen kann.

Die zahlreichen Sonderschauen der Staatlichen Museen, die fast alle in vorbildlicher Vereinigung auf der Museumsinsel zusammengefaßt sind, werden auch in den ersten Novembertagen noch zu sehen sein. Das Kaiser-Friedrich-Museum zeigt altchristliche und byzantinische Kunstdenkmäler und deutsche Ausgrabungen und Entdeckungen in Abessinien. Im Kupferstich-Kabinett eine Uebersicht: „Ursprung und erste Blüte der Graphik“. Auch das Zeughaus stellt aus seinen reichen Schätzen Sonderschauen zusammen. Auf die wertvolle Sonderausstellung „Hindenburg“ folgt jetzt eine Ausstellung, die den deutschen Kämpfen in der Champagne gewidmet ist — Gedenkmaterial von unerhörter Eindringlichkeit.

Die Preussische Akademie der Künste hat in ihren Räumen am Pariser Platz ihre große

Herbstschau von Werken der Malerei und Bildhauerkunst lebender Künstler eröffnet, die einen guten Ueberblick über das Kunstschaffen in unserer Zeit bietet. Ferner sehen wir in den Räumen der NS-Kulturgemeinde in der Tiergartenstraße 21 eine Schau „Deutsches Laienschaffen“ und im Haus der Kunst, Königsplatz 4, wird am 26. Oktober eine neue Schau „Einzelausstellungen deutscher Künstler“ eröffnet, die viele Werke von Ferdinand Staeger, München, zeigt, und die Berliner Maler Franz Eichhorst und Franz Christophe zu ihrem 50. bzw. 60. Geburtstag ehrt. Außerdem sehen wir bei Karl Buchholz, Leipziger Straße 119/20, die Schau „Geist der Antike in der neueren Kunst“, in der Galerie Gurlitt, Matthäikirchplatz 7, Aquarelle und Zeichnungen von E. Amadeus-Dier, die auf den Reisen Sven Hedins entstanden sind, und in der Galerie Nierendorf am Lützowufer 19a Gemälde und Graphik von E. Schunke. In der Wandelhalle des Reichstags zeigt Geheimrat Leo Frobenius die Ergebnisse seiner kürzlich beendeten Afrika-Expedition. Und der Bund deutscher Verkehrsverbände und Bäder hat am 24. Oktober im Columbushaus am Potsdamer Platz eine Schau „Deutsche Schiffe — Deutscher Boden“ eröffnet.

An sportlichen Veranstaltungen können wir Ihnen für diese Woche noch ein Trabrennen in Mariendorf am 29. Oktober (Beginn 16.30 Uhr) melden, einen Eishockey-Abend im Sportpalast mit Kunstlaufen am 2. und 3. November und den Fußball-Städtekampf Oslo-Berlin am 3. November im Poststadion.

Wer das militärische Schauspiel des Aufziehens der Heereswache am Brandenburger Tor noch nicht gesehen hat, muß sich dort an einem Mittwoch, Freitag oder Sonntag um zwölf Uhr mittags einfinden, oder um halb eins am Ehrenmal Unter den Linden.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch jetzt noch täglich ab 14 Uhr auf dem Tempelhofer Feld Rundflüge über Berlin stattfinden, und jeden Mittwochabend nach Einbruch der Dunkelheit Nachtflüge, die bei jedem Fremden einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.



ADOLF SCHUSTERMANN  
ADRESSEN-VERLAG U. ZEITUNGSAUSSCHNITTE

Ausschnitt vom:

23 OKT. 1935

## Freiberger Anzeiger

### Bilder und Bildung.

**Zur Ausstellung Dresdener Künstler im Kunstverein.**  
Es ist etwas Wertwüdriges um die bildende Kunst: die öffentliche Meinung weiß seit etwa zwanzig Jahren nichts rechtliches mit ihr anzufangen, und der Streit der Künstler geht darum, ob der Künstler sich dem Volk entfremdet habe — woran dann immer der bitterböse Expressionismus die Schuld trägt — oder ob das Volk die Kunst nicht mehr verstehen könne und wolle, wegen „Mot der Zeit“. Als im vergangenen Winter die Münchener Künstler einen ganzen kleinen Glaspalast voll Münchener Kunst nach Berlin brachten, fand man einstimmig die Ausstellung zu mündnerisch-repräsentativ und vernünftige den Aufstieg neuer Jugend — jetzt eben, als die preussische Akademie der Künste ihre Verbräutungsfeier eröffnet, findet man sie mit gleicher Einstimmigkeit aus demselben Grunde nicht repräsentativ genug und kann sich nicht genug wundern, daß es immer noch die großen Maler sind, die die besten Bilder malen. Man verflucht die große Schnur nach dem neuen Stil und meint, der Umbruch aller deutschen Dinge bringe es notwendig mit sich, daß Bilder, die so gemalt sind, wie man sie immer malte, nichts wert sein können. Es läßt sich unschwer erkennen, was letzten Endes hinter dieser Forderung noch einer „neuen Kunst“ steckt, auch wenn sie mit pseudonationalsozialistischen Sägen verbrämt ist. Niemand anders als jene, denen die Kritik über die Kunst, die Bildung über die Bilder geht, wünscht nämlich den neuen Stil, braucht einen neuen Janus, um sich selbst im Spiegelgange seines Urteils dann zu sonnen.

Denn in Wahrheit hat gerade das, was sie verachten, die große Aufgabe zu erfüllen und erfüllt sie täglich. Der so gering geschätzte „gute Durchschnitt“ ist es, nicht das Experiment, was tatsächlich künstlerisches Eigentum des Volkes bedeutet. Und es ist nicht so sehr bedauerlich, wenn man bei wichtigen Ausstellungen bemerkt, daß es dem Nachwuchs der großen Vorkriegsgeneration noch an überragenden Eingelassenheiten zu fehlen scheint, wie es erfreulich ist, daß überall in deutschen Landen Künstler leben, die mit der gleichen wertmäßigen Berechtigung die Ausstellung besetzen können. Das Wenige und seine Werke sind in der bildenden Kunst noch mehr als sonst zumindest vom materiellen Besitz der kulturtreibenden Schicht eines Volkes in ihrer Gesamtheit ausgeschlossen. Was diese vielmehr braucht, sind nicht Werke, die man in der Ausstellung einmal wie eine antike Tragödie voll Furcht und Schrecken ob ihrer Größe bestaunt, sondern, schlicht gesagt, Bilder, die man sich zu Hause in die gute Stube hängen kann, die man liebt, die immer und von neuem Freude geben.

Druck- und Gartenlaubentwurfen kennzeichneten früher die gute Stube. Heute haben wir anderes und mehr. Wir haben eine Gebrauchs Kunst, die auch unter sehr strengem Maßstab ganze und eiche Kunst ist, und wir haben ein Volk, das, wie immer wieder die Befuchassieren der Ausstellungen beweisen, ausnahmslos und dankbar diese Kunst zu seiner eigenen macht. An die Stelle der alten Bildung an der Kunst, (die neben und über, jedenfalls aber außerhalb der Kunst stand), ist im letzten Jahrzehnt eine Bildung in der Kunst getreten, die, wenn man sie erkennt und liebt, großer Weiten- und Tiefenwirkungen fähig sein wird.

Unter diesem Gesichtspunkt scheint uns die Ausstellung des Freiberger Kunstvereins richtungsweisend. Sie hat ohne weiteres, da es sich um Künstler der Heimat handelt, die zu-

dem auch in ihrem Schaffen zu einem großen Teil der Heimat verbunden sind, Verbundenheit mit Volk und Leben. Und sie hat, das ist das zweite, ebenso wichtige, eine hohe Stufe künstlerischer Haltung. Hermann Ertelberg, 1882 im Erzgebirge geboren, daß — in seinen Selbstbildern mehr als in den etwas monotonen Aquarellen — eine solche Fülle wirklich wesenstügender Züge der Landschaft und der Menschen seiner Heimat auf, daß er allein darum niemals in oberflächliche Schilderei verfallen könnte. Die kräftige, Euberkheit atmende Kunst seiner großstädtisch gezeichneten Landschaften, das unmittelbar den Gegenstand Anspöndende und zum Betrachter Sprechende seiner Einbrüche lassen seine Werke aufkommen mit denen des 1888 geborenen Dresdener Rudolf Dörring die Ausstellung beherrschen. Dörring ist der größte Künstler der — übrigens recht vortrefflich gehängten und beleuchteten — Schau. Aber er weiß der Gefahr zu entgehen, die im Primat des Vor-Gekonnten für jeden Künstler liegt. Immerhin, es trennt ein beträchtlicher Abstand (auch im Technischen) seine virtuose „Großstadtstraße im Regen“ von der ausdauernden Beherrschung und Abgemessenheit der Mittel etwa des großen „Muldenschnittens“. Bildes. (Muldenschnitt-Bilder sind noch mehrfach in der Ausstellung vertreten. Ihre Veraleich in Auffassung und Wiedergabe ergibt eine höchst charakteristische Gegenüberstellung der Künstler.) Im übrigen ist Dörrings Wert gekennzeichnet von der lebendigen, drängenden Macht seiner Industriegemälde, die außerordentlich sind. — Franz Gaudes, 1889 im Forsthaus Lindhardt geboren, zeigt neben einigen sehr gefälligen, lebenswerten Selbstbildern, die außerlich der sehr zu Unrecht so genannten „Neuen Sachlichkeit“ nahe stehen, hauptsächlich Graphiken, kleine, fein beobachtete Szenen aus dem Leben kleiner Leute, etwas flüchtige Bleistiftzeichnungen, ausgezeichnete Alt-Studien — lauter Dinge, die ihre Freunde finden werden. — Paul Woll schließlich bringt Plastiken, die durch die ruhvolle, fast klassisch Klarheit ihrer Gestaltung überzeugen. Die sanfte Linie seiner „Trauernden“ und die unwüchtige Kraft der Elefantengruppe oder des hammertragenden Arbeiters — das sind die Pole, zwischen denen seine Kunst schwingt.

Die gemeinsame Basis eines soliden handwerklichen Könnens eint die Künstler, die persönliche Eigenart ihres Künstlerturns wiederum löst ihre Werke. Dem einen Betrachter wird das Erlebnis der Ausstellung darin bestehen, daß er seine Heimat einmal sieht, wie sie sich in den fremden Augen des anderen, des Malers spiegelt, der andere wird keine Freude haben an der künstlerischen Durchdringung technischer Motive — niemand aber wird die Ausstellung unbewußt und unbeachtet verlassen. Aber vieles bringt, wird jedem etwas bringen — uns scheint, diese Ausstellung hat das Zeug, jedem Vieles zu geben. C—u.

Beispiel für die künstliche Richtungsöffnung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Dieses Schloß wurde der Erbprinzessin Elisabeth im I., hier verlebte er schon als Prinz, später als König und Kaiser von 1868 bis 1887 jeden Frühling und Sommer. Er lebte hier nach seinen Neigungen, und die Innenausstattung wurde zum Spiegelbild seines gutbürgerlichen, ehrenhaften Charakters. So wie wir sie heute sehen, ist sie im Verlauf von mehr als fünf Jahrzehnten geworden, ist sie uns in dem Zustand erhalten geblieben, der zum großen Teil erst in den letzten Lebensjahren des Kaiserpaars sich herausbildete. Wenig bestimmt um Geschmacksfragen stellte man in den Zimmern alles auf, was persönliche Erinnerungen hatte, Geschenke von Verwandten, Vereinen, ausländischen Fürsten usw. Eine ungemüthliche Überladung trifft man in manchen Räumen an. Das Arbeitszimmer der Kaiserin z. B. ist mit Möbeln, Beleuchtungs-  
körpern, Bildwerken, Vasen dergestalt vollgepackt, daß es bewohnbar nur für einen Stunden des Tages am Schreibtisch saß und tiefe Idylle.

Den besten Eindruck machen die Räume, die der Kaiser selbst bewohnte. In seinem Schlafzimmer sieht man das einfache Bett, in dem er schlief, auf seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer ein Aquarellbild der Kaiserin Elisabeth. Ein Kabinettsaal ist das Empfangszimmer, inner Raum, in den später die kaiserlichen Gäste kamen. Im Kabinettsaal steht eine große Vase mit Blumen, die Kaiserin Elisabeth schenkte, wenn er rauschen wollte.

haben über jede Kritik ist die einzig-  
tliche Lage dieses Schlosses, die Schönheit  
p. Vielfältigkeit des herrigen Geländes und  
ruhige Würde des Parkes. Sie sind ein  
wunderbares Zeugnis für den Geschmack und die  
Anwesenheit ihres einstigen Besitzers, der  
den Park nach seinen Wünschen gestalten ließ.

## Datenwein-Volksfest im Zoo

„Pfälzer Blut ist keine Buttermilch“ — Auch die Pfälzer haben Blut.

Die Hochalpenreisenden aller Zeiten fingen nach wie vor das Lob des Rheines, wo sie nur können. Wenn vom Moselwein die Rede ist, schmalzt der Kenner willfährig mit der Zunge, und das bergig schöne Land der Pfalz ist den Reisenden wie den Weinfernern längst eine heimliche Sehnsucht geworden. Wie ist das Bild wann in Wirklichkeit nun? Es ist schöner, als man es sich bei aller Phantasie träumen läßt.

Die Sonne segnet die hohen, oft recht zerklüfteten, schieferbedekten, nebenbelebenden Affen des Rheines, der Mosel und des pfälzischen Büchelandes. Die Sonne segnet diese Hänge, und die Erde erweist sich hier besonders dankbar, sie empfangt den Sonnenchein und die Wärme ein, sie speist das Nachtvieh noch die Wärme auf die Heide zurück, und des Winters unermüdlicher, und reizbarer Aelef, sein heiseres Geheule mit den einzelnen Pfiffen geben dann dem reisenden Reiter die letzte Belohnung bevor ein stürmischer Regen die klaren, unvergorenen Quellen aus ihren mächtigen Tüften für die Wärme des Jahres betäubt.

So kommt nun zu uns der Wein des Jahrs 1935, und weil wir Menschen das andere Jahr nicht zu Hause hatten, in denen die Rebhölzer nicht zu Hause sind, diesen deutschen Wein betreten, den wir uns nach der verschiedenen Jungzeit gemäß den wirtschaftlichen Gegebenheiten und jenen Wein zum Patenwein erfordern, eine Freude zu machen und den Wein die fleißige Arbeit zu lohnen. Am 19. September, am kommenden Sonntag also, beginnt „Fest der deutschen Traube und des Weines“, 27. September findet es sein Ende. Gleich Beginn, am 20. September, erreicht es in ein durch einen großen Weinfestzug Höhepunkt.

leier Stellung und die ganze Patentenwohne  
en nichts ohne die eigentlichen Patentfinder.  
, schütet von der Serolina und der  
infönigin selbst, werden bei dieser Ge-

# Die täglichen Rätsel

## Kreuzworträtsel

**Maagrecht:** 1. Tierheerung, 2. Kröte,  
3. Süßholz, 9. Wust, 11. für Kopfbedeckung,  
12. Stadt a. d. Weier, 14. männl. Vorname, 15.  
Gewürzmittel, 16. Getränk, 20. Wasserfabrik,  
21. Stadt in Holland, 22. deutscher Komponist.

Genrecht: 1. Überab. Landchaft, 2. 1te. tische Münze, 3. Gindewort, 4. männl. Vername, 6. german. Volkstamm, 7. Suderboot,

**KALOT**  
**KLEIDUNG**  
FÜR JEDEN DER 36. 30. 50.  
Maßes Herbei- u. Winter-  
mal, flotte Anzüge  
ALEXANDER/TRA 40  
ROENTHALE/TRA 53  
NEUK. DENG/TRA 65

## Blick ins Gericht

# Das „Adoptiv

Das vielfach nachgefragte Schokoladen, das 26 Jahre alte Reinhold Schellert, der am 1. April verhaftet wurde, erhielt gestern vom Schöffengericht wegen schwerer Urkundenfälschung in Tateinheit mit verführtem und vollem Betrug eine Strafe von 3 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Ehrverlust.

Die Tat des Angeklagten ist als eine in der Berliner Kriminalgeschichte selten beobachtete zu bezeichnen. Der gereifte und gemeingefährliche Verbrecher, dessen Vorhaben noch rechtzeitig von der Polizei durchkreuzt werden konnte, ehe der größeren Schaden anrichtete, beschlagnahmte hunderte von Opfern um namhafte Summen zu pressen, Angehörig handelnde, in seiner Kellerrwohnung in der Schloßstraße mit Büroutteln. Anfang März verminutierte er seine Räume an einen gewissen Kolbe, der sich später als eine vom Angeklagten nur zu Betrugszwecken erlunbene Wärdengurg entpuppte. Der angeblische Kolbe, der nur als Dedantirift für den Hochstapler diente, erließ zahlreiche Inzerate, vornehmlich in der sächsischen Hauptstadt und in der Provinz, die folgenden Wortlaut hatten: „Suche nach, pflichtbewußte Adoptivkinder für wohlthätigen Knaben, arisch, besserer Herkunft gegen unmaligen größeren Erziehungsbeitrag und aufwende Zinsen aus dem mündelreifer angelegten Kapital.“ Die Antworten waren polternd einzuholen. In kurzer Zeit flossen Hunderte von Angeboten ein, die bald beantwortet wurden, daß es sich um einen Jungen „bester Abstammung“ handelt, dessen Vater die Mutter nicht betrazen kann. Durch ein Kapital von 1000 Mark leiht die Mutter

legenheit die Gartenweinfelder der Reichshauptstadt am Festzug teilzunehmen, ja, sie werden schließlich in ihren bunten heimatischen Trachten, mit ihren stimmungsvollen Liedern und einfallreichen Tänzen dazu beitragen, daß das vielen Tag belästigende Wolkenseil im Zoologischen Garten ein wenig jene Sonne widerspiegeln läßt, die am Rheim, an der Mosel und in der Pfalz die Reben reifen und den Wein wachsen läßt.

Erste Patientin hat die Kehlkopfentzündung wie wir bereits von der Erste des jüngst ein-  
getroffenen Patientenweines mittheilen, sich erloren.  
Zeitigen und Mehling an der Mädel,  
Ppenheim und Mädel an der Mädel,  
Duroth und Hambach in der Mädel, wo-  
bei der Duroth Mädel allerdings seinem Ge-  
schmack nach ein Mädelwein ist.

Unterirdisch) wie der Boden, auf dem die Weine dieser Gattungen wachsen, sind auch ihr Geschmack und ihre Wirkung. Vom Pfälzer Wein sagen die Weinbauern leicht: „Pfälzer Blut ist a' Suttermilch“. Der aus Hambach ist feurig und kräftig, der Durothrer duftiger, helmschöner, lieblicher. Den kräftigen Oppenheimer Wein mit dem edigen Geschmack kennt man wohl allgemein, und der aus Winkel, aus der Rache des Schlosses Johannisberg stammende weisse Rheinwein ist feischer und rässiger. Den Rheinger Wein haben wir schon in seiner abgigen Zeit im vergangenen Jahre gekostet, und der Zellinger wird uns zeigen, daß die Rheingelweine auch über die geringen ebbhoch, d. h. natürlich nicht durcheinander und nicht wie Wasser getrunken, sind uns vielleicht um ungeborenen, ewigen Trost im Weinbauern näherbringen und daneben die selbstverständliche Lehre, daß es eigentlich eine Sünde, die vielen kostbaren Tropfen, die die Sonne, die deutschen Weingäule und die Zingler pflegen, die Dauer ungetrunken zu lassen. F. A.

8. Beruf, 10. Einfriedung, 13. Stofwerk, 17. alt.  
nord. Gott, 18. alkohol. Getränk, 19. Gewässer.  
(ð = ein Buchstabe.)

## Gillenspäzzer

**Einelei**

Aus den Silben: a — a — a — al — ca —  
can — can — the — de — der — e — el — fant  
— haupt — he — hi — i — is — fa — ka —  
land — le — let — fl — mann — me —  
mo — muß — na — ner — nol — o — ri —  
ri — ro — sa — se — ter — tha — to —  
tu — vit — win — und 17 Wörter zu bilden,  
deren erste und dritte Buchstaben von oben nach  
unten gleichen, ein Wort von Fischer-Friesen-  
bauern ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Aufenthalt des  
Rheins, 2. Vorbild, 3. historische Felsenburg in  
Stallen, 4. militär. Rang, 5. Garm, 6. weibl.  
Vorname, 7. Jügel im nördl. Elemente, 8. Duf-  
häuter, 9. Wirtschaftsgerät, 10. Schremsitz, 11.  
deutscher Strom, 12. Blume, 13. Rale, 14. Laub-  
baum, 15. Indianer, 16. Erdbeil, 17. wider-  
Tanz.

## Aufösungen von Nr. 256

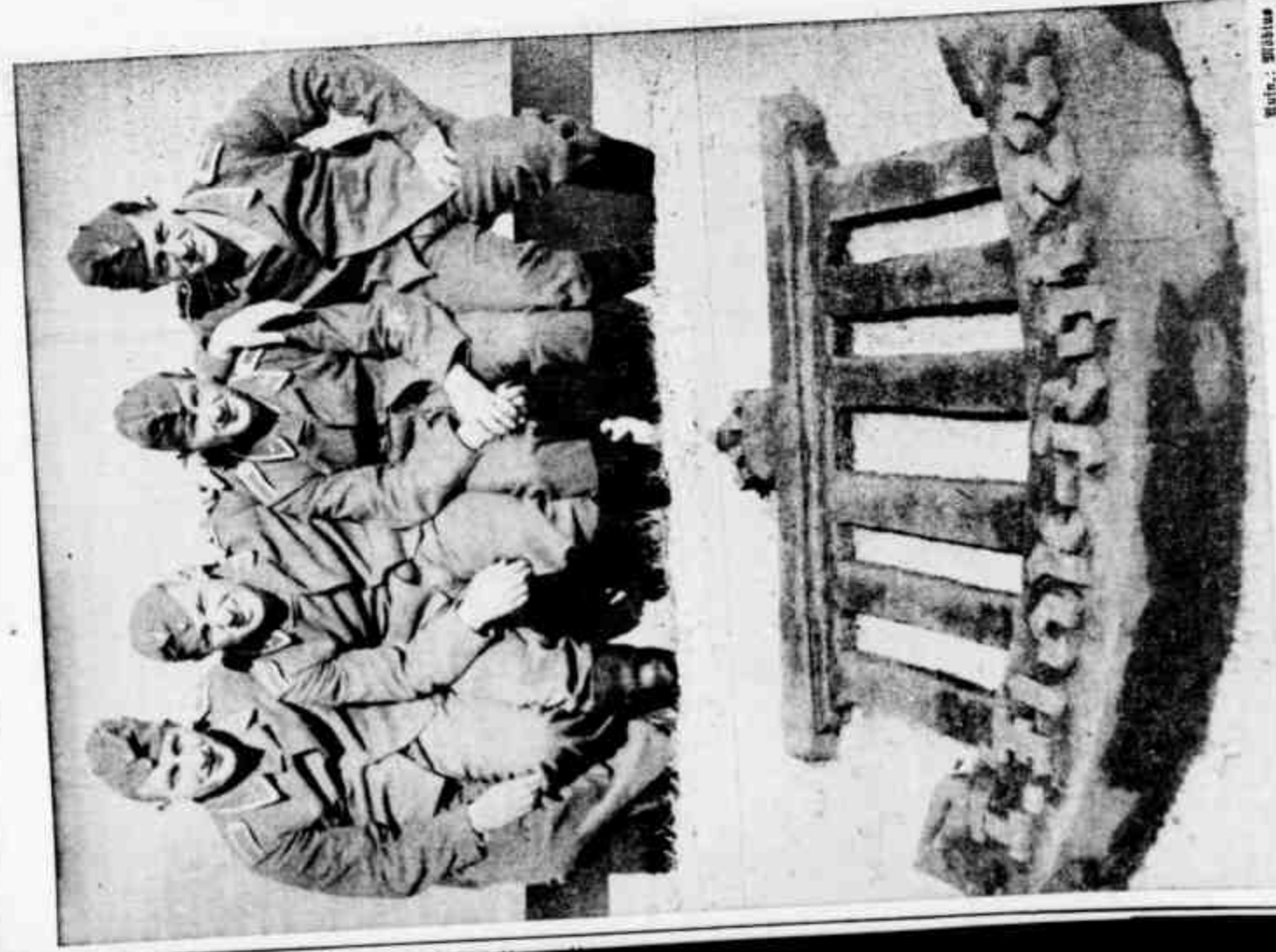
Kreuzworträtsel  
 Waagerecht: 2. Pfand, 4. Hof, 5. Eis,  
 7. See, 9. Rinde, 11. Deneb, 12. Greif, 13. Re-  
 gal, 16. Uhr, 18. Sos, 19. Tor, 20. Sperber.  
 Senkrecht: 1. Aisen, 2. Weg, 3. die, 4. Ho-  
 meros, 6. Siegel, 7. Pfau, 8. Bogat, 9. Ren,  
 10. Erl, 14. Thurn, 15. Pes, 17. Bot.

**Elfenbein**  
 1. Dardanellen, 2. Eitering, 3. Röhre, 4. Knoche,  
 5. Linding, 6. Gütle, 7. Galbe, 8. Conditori,  
 9. Selene, 10. Untreut, 11. Bregel, 12. Interelle,  
 13. Eiermarz, 14. Fetta. — „Der Aufschub  
 ist der Dieb der Zeit“

**Auswähler**  
1. Winda, 2. Bunde, 3. Eagen, 4. Demgo, A.  
Inaus, 6. Eblth, 7. Thort, 8. Ranne, 9. Stein,  
10. Offen. — „Jugend hat keine Jugend.“

# Daßtet

Ausgabe 257 vom 13. September 1936



Das „Brandenburger Tor“ im Münberger Lager der Wehrmacht — Gelbten des I. Inf.-Regts. 22 haben am Eingang zu ihrem Zelt diese Nachbildung des Brandenburger Toros aus Münberger Sand geformt

Wohn. : Mähler

## Schlösser und Schicksale

### Babelsberg

Babelsberg? Woher der Name? Mit dem Turmbau von Babel hat er nichts zu schaffen. Seine Herkunft deutet vielmehr auf wendische Zellen. Zum erstenmal wird die Gegend in einer Urkunde des Jahres 1442 erwähnt, in einem Kaufvertrag, in dem einer Katharine Dannenberg und einem Heinrich Wittrich zu Galla für 150 Schod Groschen das Dorf Neudorf abgetreten wird. Dabei ist die Rede von dem „Berg, der da heißt Babelow mit dem Holze darauf“. Im Potsdamer Erbregister vom Jahre 1589 wird ein „Stück Acker „vorm Babelow“ genannt; Babelow heißt der heutige Babelsberg. Man hat auf einer Karte vom Jahre 1683. Man hat das Wort verstanden bedeutet. Die einen bringen es mit dem slawischen Worte Babel (für Biber) in Verbindung, die anderen mit der slawischen Gottheit Baba. Als die Gegend später in den Besitz des Prinzen Wilhelm, des späteren ersten deutschen Kaisers, kam und damit vollständig wurde, wechselte der Name häufig; man nannte sie Babelsberg, Babelberg, auch Babelberg, Babelsberg usw., und die Schwankungen blieben noch jahrelang, als der neue Besitzer sich längst auf „Babelsberg“ festgelegt hatte.

Auch dieses Schloß ist in mehreren Etappen



Der Jägerhof im Volkspark

Wohn. (2): Mähler

so entstanden, wie es heute da steht. Nicht zu seinem Vorteil. Prinz Wilhelm entschloß sich verhältnismäßig spät zur Ehe; er konnte keine unglückliche Liebe zu Elise von Radziwill lange nicht überwinden. Als er sich dann mit Auguste von Sachsen-Weimar verheiratete, und der König die lange verlagte Genehmigung zum Schloßbau auf dem Babelsberg gab, ging man an die Arbeit. Im Juni 1834 wurde der Grundstein gelegt.

### Frauenwünsche beim Schloßbau

Es ist hier vorgekommen, daß Frauenwünsche in die Baugeschichte eines Schloßbaues sich einmischten; das Schloß Charlottenburg ist ein Beispiel dafür. Selten aber ist ein Schloßbau so ganz nach dem Geschmack eines weiblichen Bauherrn ausgeführt worden wie dieser. Prinzessin Augusta übernahm die Führung, und ihre oft sehr energisch betonte Geschmackstrennung, mit der ihr Gatte einverstanden war, gab dem Schloß Babelsberg sein Gesicht. Sie hatte im Elternhause die damals England beherrschende Regence kennen gelernt, und im mittelalterlichen Burgenstil sollte auch ihr Schloßchen auf dem Babelow erbaut werden.

Wer anders als Schinkel konnte den Auftrag erhalten? Mit dem Herzen war dieser Meister des Klassizismus gewiß nicht dabei; er hatte nichts übrig für die nach seiner Überzeugung unschätzbare Nachahmung „gotisch-normannischer Bauart“. Und trotzdem brachte er es fertig, die ihm aufgewungene Stilrichtung so in seine künstlerischen Grundzüge einzuordnen, daß vielmehr ihnen unterzuordnen, daß ein Bauwerk entstand, das seinen anderen Meisterwerten ebenbürtig war.

### Schinkels Plan wurde geändert

Doch die Zellen änderten sich. Prinz Wilhelm wurde rechtmäßiger Thronnachfolger; seine Familie vergrößerte sich. Das bescheidene Landschloßchen wurde zu klein und war zu wenig repräsentativ; es mußte vergrößert werden. Schinkel war 1841 gestorben, sein Schüler Ludwig Persius trat an seine Stelle. Und von neuem griff Augusta mit sehr bestimmten Wünschen ein. Zweimal mußte Persius, der sich zuerst genau an das Schinkelsche Projekt hielt, seinen Bauplan ändern, und als er endlich die Zustimmung seiner Auftraggeberin erhalten hatte und alles auf die Ausführung ankam, starb auch er, und Graf sein Nachfolger, verdrängte in den wichtigsten Punkten auch den letzten Plan. Der Bau verzögerte sich sehr, seine künstlerische Eindeutigkeit und wurde ein Schul-

13

# bücherbrief

der Hanseatischen  
Verlagsanstalt

DER BUCHERBRIEF ER-  
SCHEINT IN ZWANGLOSER  
FOLGE FÜR FREUNDE DES  
VERLAGES

NUMMER 18 · OKTOBER 1935

## August Winnig

Mit seinem seeben erschienenen Werk „Heimkehr“ (411 Seiten, Leinen N.N. 5,80) legt August Winnig uns den dritten Band seiner Lebenserinnerungen vor und gibt uns zugleich einen Einblick in die Jahre folgenschwersten Geschehens, die mit dem Ausbruch der Revolte 1918 für Deutschland anheben. Als wir vor einigen Jahren den zweiten Band seiner Lebenserinnerungen mit dem Titel „Der weite Weg“ herausbrachten, waren wir überzeugt, daß es ein deutsches Volksbuch ist, das durch seinen sittlichen Ernst, seine menschliche Wärme und seine bedingungslose nationale und sozialistische Haltung, uns Gegenwärtigen Entscheidendes zu sagen habe. Hier trat einer jener Menschen mit seinem Leben vor uns, der den Kampf um die Einordnung des Arbeiters in den deutschen Staat für sich ausgefochten hatte und bereit war, eine junge Volkstumsschicht, die in Gefahr war, sich marxistisch, volkstümlichen Führern anzuflecken, zurückzuführen, um sie zu einem tragfähigen Pfeiler der deutschen Nation zu machen. Vergeblich war der Kampf Winnigs während des Krieges nicht, wenn ihm auch der letzte Erfolg entzogen wurde, und jüdische Demagogie den Arbeiter in eine Richtung zwang, in der die Befreiung aller volksdeutschen Ordnungen lag. Winnigs Erkenntnisse sind jedoch in einigen tragenden Kräften nicht ungehört verhallt. Sein Leben mußte ihn weiterführen über den Kampf für einen Stand hinaus zum Kampf für das ganze Deutschland. Von diesem Kampf für das ganze Deutschland berichtet nunmehr der jetzt erschienene dritte Band seiner Lebenserinnerungen „Heimkehr“, der sich zu einem dokumentarischen Werk über die ersten Nachkriegsjahre weitet. Winnig ist Generalbevollmächtigter des Reiches für die baltischen Lande bei Ausbruch der Revolte. Er steht auf verlorenem Posten weit im Osten und hat die Aufgabe, das hereinbrechende Chaos zu bändigen, einen geordneten Rückmarsch der Truppen zu sichern und die deutschen Interessen zu vertreten. Fast übermenschliche Aufgaben angesichts der vordringenden Bolschewistenhorden! So ist er in schwerer Stunde zu entscheidender Tat berufen und jene Erfahrungen und Erkenntnisse — in einem schweren Leben gewonnen — müssen sich nunmehr behaupten und bewähren. So geht er daran, die Quelle ständiger Unruhen, die Soldatenräte, zu beseitigen. So fordert er schließlich ein Freikorps „Die eiserne Division“, die den Ansturm der bolschewistischen Horden aufhalten muß, um die gesicherte Heimkehr der Truppen zu ermöglichen. Freilich, der Verlust des Ostens ist nicht aufzuhalten; Schritt für Schritt muß er geräumt werden unter den schwierigsten Umständen und verlassen von der in

Berlin sitzenden und mit anderen Dingen beschäftigten Reichsregierung. Noch einmal erhebt sich die Gefahr ins Riesengroße, als die Bolschewistenarmee im Begriff steht, in Ostpreußen einzufallen und deutsche Soldatenräte, vom Saumel der internationalen Solidarität erfaßt, bereit sind, ihnen Ostpreußen zu öffnen. Da nimmt Winnig als Reichskommissar die Führung dieser Provinz in die Hand, um Schritt für Schritt sie von den rebellischen Elementen zu säubern und um ihren Bestand zu sichern. Es kann nicht Zufall sein, daß der letzte Vertreter deutscher Ostpolitik aus dem Arbeiterstand hervorgegangen ist und in schwerster Stunde das Werk zu verteidigen hat, das vor mehr denn sieben Jahrhunderten Ritter, Bauern und Bürger geschaffen und gesichert hatten. Hier bricht sichtbar die Kraft jener jungen Volkstumsschicht auf, des Arbeiters, die durch den Unverstand und die Überheblichkeit des Bürgertums lange um ihre Entfaltung gebracht worden war und die in ihren besten Kräften in dem großen Kriege die Stunde des Erwachens erfuhr. In diesem Kampf bewährt sich deutsches Arbeitertum, denn hier steht Winnig nicht für sich, sondern als der Vertreter seines Standes, der nunmehr an einen gefährlichen Punkt des Lebens gestellt ist und es verteidigen muß. Hätte Winnig in den Jahren des Krieges nicht erfahren, daß der Klassenkampf eine Literaturlehre ist, hätte er nicht frühzeitig der Idee des Klassenkampfes die Idee des Aufstieges entgegengesetzt, so wäre auch Winnig von der Parteidoktrin der Sozialdemokraten zermalmt worden und Ostpreußen wäre verlorengegangen. So wird er aber aus innerster Verpflichtung zum Bewahrer des letzten deutschen Bollwerks im Osten.

Die Stunde, die die Tat von ihm fordert, läßt ihn erkennen, daß nicht die Partei das Höchste ist, sondern Deutschland. Das bringt ihn freilich in Gegensatz zur Reichsregierung, die nicht nach den Grundfähen vollkommener Notwendigkeit handelt, sondern nach den Belangen der Partei. Das läßt Winnig auch im Kapp-Putsch auf die Seite der Rebellen treten, um Ostpreußen, das sechs Wochen vor einer Abstimmung steht, das Chaos zu ersparen. Für ihn als Sozialdemokrat ein wahrhaft heroischer Entschluß. Daß jener Staat für solche Menschen, die ihre Entschlüsse unter unabänderlichen politischen Gesichtspunkten fällen und sich nicht den schmal abgegrenzten Bedürfnissen einer Partei unterwerfen, keine Verwendung hatte, nimmt nicht weiter wunder. Winnig muß seinen Posten verlassen und entgeht mit Mühe einem Hochverratsverfahren. Er verläßt auch die Partei, die für Aufrechte keinen Platz hat. Nun ist er heimgekehrt zu Deutschland. Noch einmal

14

sieht er die Möglichkeit eines Wirtens. Es ist die Stunde, da die Franzosen in das Ruhrgebiet einfallen. Er ist bereit, sich an die Spitze der Arbeiterbewegung im Rhein- und Ruhrgebiet zu stellen und den Abwehrkampf, der von den Arbeiterorganisationen getragen werden muß, zu leiten. Aber seine Bereitwilligkeit dringt noch nicht einmal bis zu dem antwortenden Reichstanzler vor. Jenes überwundene Deutschland hatte keinen Platz für einen Menschen, dem Nation über eine Partei ging.

Das ganze verhängnisvolle Schicksal des deutschen Ostens in der Nachkriegszeit steht in diesem Werk vor uns. Ereignisse und Gestalten treten in den Kreis der Darstellung, die wir in ihren Auswirkungen bisher nicht so vollständig überblicken konnten. Damit erhält dieses Buch einen dokumentarischen Wert, der es zu einer der aufschlußreichsten Quellen der Nachkriegszeit macht. Aber allem aber steht die Lauterkeit des Menschen August Winnig, die in der schlichten anschaulichen Weise, mit der er von seinem Leben zu berichten weiß, ihren Ausdruck findet. Jene Eigenschaften, die die Persönlichkeit Winnigs ausmachen, und die wir schon in seinem Werk „Der weite Weg“ bewundern konnten, seine Menschlichkeit, seine innerlich kämpferische Haltung, die politische Aufrichtigkeit und der feste Glaube an Deutschland machen auch dieses Werk zu einem Bekenntnis von seltener Größe und Eindringlichkeit. Nicht Rechtfertigungsbedürfnis ist es, was ihn sein Leben

niederschreiben läßt, kein übertriebenes Wertbewußtsein, sondern die Notwendigkeit, von einem Leben zu berichten, das in schwierigster Zeit zu Deutschland fand und das deshalb auch für uns Vorbild ist. Winnig ist auch jene Gabe zu eigen, Gestalten mit Lebensfülle zu zeichnen, so daß sie mit ihrem Tun und Handeln lebendig vor uns stehen. Das macht den echten Erzähler aus. Und das hebt auch sein Werk über den dokumentarischen und biographischen Wert auf eine Stufe schwer zu übertreffender Darstellungskunst.

Dieses Werk wird seinen Weg gehen. Es muß ein echtes deutsches Haus- und Volksbuch werden, denn es ist deutsches Werden, was hier Gestalt gewinnt.



## Freiwillige für den deutschen Osten!

VON AUGUST WINNIG

Folgender Abschnitt ist dem 3. Band der Lebenserinnerungen des Verfassers, der soeben unter dem Titel „Heimkehr“ (Leinen RM. 5,80) erschienen ist, entnommen.

Das also war mit vorbehalten gewesen, und dazu hatte die Geschichte mich ausgesucht, am Ausgange der deutschen Ostpolitik zu stehen, den deutschen Rückzug aus dem Osten zu beschreiben. Das war der Sinn der Nachträume früher Jugend, wo ich den Osten als unermeßliches Schneefeld vom Morgenrot übertrahlt gesehen hatte und der aufgehenden Sonne entgegengezogen war. So waren einst Schwertbrüder und Ordensherren nach dem Osten gezogen, Bauern waren ihnen gefolgt, danach waren die baltischen Kaufleute gekommen. Ritter, Bauern und Bürger hatten die deutsche Macht im Osten aufgerichtet. Aber ein Mensch meines Herkommens mußte ihren Zusammenbruch begreifen und wehnte dazu in diesen Räumen.

Im Schatten solcher Gedanken verfiel ich mich mit der Unbequemlichkeit, die das Ausbleiben der Bagage mit sich brachte; auch als Adam am nächsten Morgen noch nicht zu sehen war, nahm ich es ohne Murren hin.

In den neuen Amtsräumen waren noch Monteure und Maler am Werke, sie für uns herzurichten. Ich ging in ein kleines Stübchen und sah mir die von einigen Tagen aufgesammelten Berliner Zeitungen an. Im eigenen Sturm und Drang hatte ich wenig acht gegeben, was in Deutschland geschah. In Berlin schienen die Zustände im schnellen Abgleiten. Die zum Schutze der Regierung gebildeten Truppenträger waren unter dem Einfluß der Spartakisten geraten. Es war zu blutigen Kämpfen gekommen, in denen die Aufrechter noch einmal unterlegen waren. Aber die Entscheidung stand erst bevor. Der Anhang der Spartakisten wuchs von Tag zu Tag. In Hamburg sah es ebenfalls bedrohlich aus. In meinem Heimatlande Braunschweig hatten die Radikalen die Macht in der Hand. Aber unbegreiflich war, daß die Bayern und Franken eine ähnliche Herrschaft duldeten, und gerade München, das doch seine Schlawiner kannte, eben diesen Schlawinern gehorchte und folgte. Was war aus Deutschland geworden?

Es bedurfte jetzt einer großen Anspannung. Es mußten sich jetzt alle verbunden fühlen und zum Handeln verbünden, die den Staat nicht in die Hände der Unmündigen und ihrer gewissenlosen Verfahren

fallen lassen wollten. Was uns früher getrennt hatte, war von dieser Gefahr ganz wehenlos geworden. Was uns später einmal trennen konnte, mußten wir ganz der Zukunft überlassen. Wir durften jetzt weder an die Gegensätze von gestern noch an die von morgen denken, sondern ganz und gar nur an die Entscheidung, die jetzt fallen mußte.

Wenn wir das fertig brachten, konnte noch viel gerettet werden. Wenn uns das aber nicht gelang, dann war Deutschland für uns verloren. Dann hatte ich kein Vaterland mehr. Deutschland unter der Herrschaft dieser Mächte: das mußte einem das Herz zerreißen. Denn das Deutschland, das ich in mir trug, das geschichtliche Deutschland in Höhe und Größe, Reichtum und Bunttheit, Glanz und Trost, aber auch in seinem schweren Leid und seinem Ringen mit den Verhängnissen, hatte nichts mit jenen Menschen gemein, die jetzt ihre ungeratene Hand nach der Führung ausstreckten.

Doch es schien, als habe die Berliner Regierung die Gefahr erkannt und sich zum Handeln durchgerungen; die drei Volksbeauftragten der Unabhängigen Sozialistischen Partei, dieser Partei des erst schleichenden und danach offenen Landesverrats, Haase und zwei andere, waren aus der Regierung ausgeschieden. Ich nahm an, daß man sie hinausgedrängt habe, und schöpfte daraus die Hoffnung, daß man jetzt auch bereit sei, es auf den Bürgerkrieg ankommen zu lassen.

War man stark genug, ihn zu bestehen? Ich wußte es nicht, aber ich las mit freudiger Bewegung, daß unsere Werbungen vorwärts gingen. Es hatten sogar einige Zeitungen den Mut aufgebracht, den Aufruf unserer Anwerbestellen abzuordnen und mit ermunternden Zusätzen zu versehen. Der Werbeleiter, Regierungsrat von der Goltz, der Bruder des Generals, der die deutschen Truppen in Finnland geführt hatte, berichtete von seiner Arbeit. Von der öffentlichen Förderung der Werbungen hielt er nicht viel, weil dabei die Frage der Versorgung in den Vordergrund gerückt, der Kampf gegen die Rote Armee aber nur ver-schwommen angedeutet oder überhaupt verschwiegen wurde, so daß hierdurch Leute angelockt werden konnten, die uns mehr Last als Hilfe sein würden. Goltz ließ seine Werbungen in der Stille betreiben. Die

entlassenen Angehörigen der Kampftruppe, insbesondere der Sturm-battalione, die jetzt enttäuscht und verdroffen umherliefen und nichts mit sich anzufangen wußten, wurden gesucht und waren gern bereit, zu neuem Kampfe anzutreten, um nur einer Lage zu entfliehen, in der sie die deutsche Schmach stündlich vor Augen hatten. Wie die Werbung, so ging auch die Sammlung der Freiwilligen in der Stille vor sich. Die Soldatenräte waren überall voller Argwohn, sahen in jedem Winkel

die Segenrevolution lauern und schlugen Lärm, sobald sie verdächtige Dinge wahrnahmen.

Jetzt hatte ein Alarmruf auf uns aufmerksam gemacht. Die Vossische Zeitung berichtete von einer Versammlung der Berliner Spartakisten, in der Rosa Luxemburg geredet hatte. Sie hatte mich als den Organisator einer Weißen Garde angeklagt und gefordert, daß man mich vor ein revolutionäres Standgericht stelle.

## Um die deutsche Freiheit

Nachstehenden Auszug entnehmen wir dem 2. Band der Lebenserinnerungen August Winnigs „Der weite Weg“ (Leinen RM. 5,80), in dem deutsches Volksschicksal vor und während des Weltkrieges überzeugenden Ausdruck findet.

In Berlin suchte ich Ebert auf und traf ihn auf der Straße vor dem Gewerkschaftshause. Er kam von einer Besprechung mit Legien. Ich nahm an, daß sie der neuen Lage gegolten habe, es hatte sich aber um geringere Dinge gehandelt. Die Regierung hatte Gustav Bauer, den Vertreter Legiens, vor einiger Zeit zum Staatssekretär ernannt. Ebert hielt das nicht für ausreichend, zumal man sich von Bauer nicht viel versprechen durfte. Die Regierung sollte zu weiteren Schritten veranlaßt werden.

„Das liegt ja ganz auf unserer Linie“, sagte Ebert.

Ich überlegte, ob das zutraf. Die Ernennung Bauers zum Staatssekretär hatte kein Gemüt bewegt. Bauer hatte nichts getan, um neue Kräfte zu wecken, war dazu auch nicht imstande, er war ein Gewerkschaftsbürokrat ohne höhere Gesichtspunkte. Was konnte es nützen, wenn noch ein zweiter Bauer Staatssekretär würde? Ich dachte: Jetzt müßte Ebert sagen: Es handelt sich um dich — du mußt in die Regierung. Wenn er das jetzt sagen würde: Ich wäre bereit und würde — Was würde ich tun? Ich würde zum Volk sprechen, ich würde täglich in drei, vier Städten sein und würde den Arbeitern ohne Unterlaß einhämmern: Es geht um euch, um eure Arbeit, um euer Brot, es geht um eure Kinder! Es geht um die deutsche Freiheit! Seht: die anderen sind müde geworden! Auf ihnen liegt ein Jahrtausend deutscher Geschichte. Jetzt ist unsere Stunde da! Wir sind jung und stark — laßt uns die deutsche Freiheit retten! So dachte ich, als ich mit Ebert am Engelshafen und Luisenpark entlang ging. Aber ich wußte, daß er nicht an mich dachte. Ich war auch für ihn der Mensch ohne Gefühl für Grenzen.

Aber Ebert rechnete doch noch mit der Notwendigkeit einer Handlung, wie wir sie etwa sechs Wochen vorher besprochen hatten.

„Es kommt gar nicht darauf an, daß wir in der Regierung sitzen“, sagte ich. „Wir wollen nur das Volk hochbringen, damit wir über den Winter hinwegkommen und bis zu einem erträglichen Frieden standhalten.“

„Die Konsequenzen ergeben sich dann von selber“, sagte Ebert. „Wir brauchen einen großen Aufruf an das Volk. Denke schon darüber nach, damit ich ihn in vierundzwanzig Stunden habe, wenn ich ihn brauche.“

Das war eine feste Abrede, und doch sagte mir ein Gefühl, daß alles nur Möglichkeit und unverbindliche Planung sei.

Am 5. Oktober, es war ein Sonnabend, erhielt ich nachmittags einen kurzen Brief Eberts: Die Dinge seien nun so weit, daß er den Entwurf des Aufrufs brauche.

Ich schrieb ihn am Abend dieses Tages. Am andern Morgen genügte er mir nicht, und ich schrieb einen zweiten. Auch der schien mir nicht ganz gelungen und wurde noch einmal umgeschrieben. Aber am Abend trug ich ihn zum Hauptbahnhof.

Nun wartete ich.

Im Verbandsbause schlichen die Tage dahin. Die Kameraden saßen über ihren Tischen und sprachen wenig und nur halblaut miteinander. Die Wilson- und Lansing-Noten fuhrten über unsere Köpfe. Wir waren draußen und drinnen besetzt. Keiner mochte davon sprechen.

Das Reichsamt des Innern forderte mich noch einmal zu einer Reise ins Baltikum auf. Die baltische Landesverwaltung halte es für nützlich, wenn ich versuchte, Beziehungen zu den lettischen und

estnischen Oppositionsparteien herzustellen, um nicht von diesen über-rascht zu werden; außerdem könnte ich prüfen, ob die Vorschläge, die ich in meinem Bericht zur Arbeiterfrage gemacht hätte, richtig ausgeführt seien. Die Aufforderung wirkte auf mich wie eine Befreiung. Ich war sofort bereit und fuhr nach Berlin.

Der Reichstag war versammelt. Es war der Tag, an dem die Kom-mandogewalt des Kaisers aufgehoben, das Heer dem Kriegsminister unterstellt wurde. Ebert kam in die Wandelhalle. Ich fragte: „Was ist's mit dem Aufruf?“ — „Es ist zu spät dazu“, sagte er; „die Ereignis-se haben sich überstürzt.“



### Das Proletariat zum Arbeitertum.

Kart. RM. 2,40, Leinen RM. 4,50.

Ein Mann, der selber vom Proletariat zum Arbeitertum emporgestiegen ist, gibt wie ein Stück eigenes Leben die Entwicklung der deutschen Arbeiterklasse vom ersten Augen der Selbständigkeit bis zum gegenwärtigen Tage als erschütternde Zeugnishaft unserer Väter.

(Schlesische Zeitung)

### Wir hüten das Feuer.

Kart. RM. 4,50, Leinen RM. 5,80.

Ein „gutes deutsches Volksbuch“ im

allerbesten Sinne. Aus all diesen Abhandlungen spricht der glühende, vom heiligen Kampfesfeuer entflammte Geist Wilms, des großen Wegbereiters der nationalen Erhebung. (Braunschweig. Tageszeitung)

### Die ewig grüne Tanne.

Neun Novellen. Leinen RM. 3,50.

Die Geschichten können man getrost zu den seltensten zählen, was ein literarischer Geist, eine tief im Heimatboden wurzelnde, von Götter- und Menschenliebe erfüllte Natur wie eine Wüste aus sich hervorruft. (Zeitweibe)

„Sie werden sich weiter überstürzen, und es wird immer zu spät sein. Man hört von Massenversammlungen in Berlin, wo Spartakus die Abdankung des Kaisers fordert. Aber werdet auch vor denen kapitulieren. Aber wenn ihr das tut, bricht das Heer zusammen.“

Ebert sah auf: „Wir werden vor denen nicht kapitulieren! Das werden wir bestimmt nicht tun! Der Kaiser wird nicht abdanken!“

Ich schwieg, weil ich keiner Versicherung mehr glaubte.

Ebert war unzufrieden, weil ich ins Baltikum wollte.



## Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden.

Von Dr. Wilhelm Grau. (Ln. RM. 6,60) Mit Dr. Wilhelm Grau tritt einer jener jungen Historiker an die deutsche Öffentlichkeit, die das Versäumnis der liberalen Wissenschaft, das Problem des Juden in der deutschen Geistesgeschichte darzustellen und die verheerenden Folgen des jüdischen Einflusses auf das deutsche Werden aufzuzeigen, endlich nachholen. An einer Fülle bislang nahezu unbeachteten Materials zeigt er, wie durch Humboldts Umgang mit Juden seine langsame Lösung vom deutschen Volkstum einsetzt, und er in stets sich steigendem Maße in seinem Denken und Handeln jüdischen Einflüssen zugänglich wird. Dieser geistige Vorgang der inneren Lösung vom deutschen Volkstum findet schließlich bei Humboldt ihren realen Ausdruck in seiner Judenpolitik, die ihm zum Vorkämpfer der Judenemanzipation in Preußen und Deutschland werden läßt. Über den Sonderfall Humboldt hinaus wird aber in diesem Werk sichtbar, wie mit Beginn des Liberalismus in Deutschland die jüdische Überfremdung einsetzt und namentlich die Gebildeten erfasst. Aus dem Werk Dr. Wilhelm Graus veröffentlichen wir nachstehenden Auszug:

Wilhelm von Humboldt hat 1814 einmal als Motiv seiner Judenpolitik der Gattin gestanden: „Es sind die letzten Funken meiner Pietät gegen die Herx!“ So spannt sich in der Tat ein Bogen von der frühen Jugendbegegnung mit dem Judentum hin zur Politik des Staatsmannes.

In viele mag beim Lesen meiner Schrift die Versuchung herangetreten sein, das Auge vom Jüdischen abzulenken und auf den allgemeinen Einfluß der Aufklärung hinzuweisen, der sich bei Humboldt in Hinsicht seiner Stellung zum Judenproblem geltend mache. Wer so seine Beweisführung machen wollte, würde aber der eigentlichen Frage ausweichen und auf der Bahn eines illusionistischen *circulus vitiosus* herumtrotten. Denn dann müßten wir weiter fragen: was ist in der Weltanschauung der Aufklärung jüdisch? Es gibt aber die heute noch keine Analyse der Aufklärung, die das jüdische Gedankengut, das in so starkem Maße in ihr steckt, hinreichend aufzeigen würde. Und was hätten wir für unser Thema gewonnen, wenn wirklich der anonyme Begriff der Aufklärung durchsichtiger wäre? Wir sind darum den methodisch einwandfreieren Weg gegangen, indem wir die unmittelbaren Zeugnisse aus dem Leben Wilhelm von Humboldts zum Gegenstand unserer Studie gemacht haben.

Die einzelnen Ergebnisse meiner Arbeit könnten spekulativ vielfältig ausgebeutet werden. Der Verfasser selbst will nur auf zwei Erkenntnisse hinweisen, die ihm über den thematischen Rahmen seines Buches hinaus von allgemeiner Bedeutung zu sein scheinen.

Wilhelm von Humboldt ist Repräsentant des klassischen Liberalismus, sowohl dem geistigen Inhalt seiner Lebensauffassung nach wie in der Gestaltung seiner eigenen Persönlichkeit. Er steht als weithin ragendes Denkmal am Anfang des großen liberalen Zeitalters. In ihm verkörpert sich alles Edle und Große, alle Möglichkeiten und Wünsche, die seine Generation in ihrer liberalen Vertretung in sich trug.

Neben dem Großen stand aber das Kleine; nahe dem Gefunden trahnte sich tödliche Krankheit in den Körper; schon im Vertreter des klassischen Liberalismus! Schon in der Geburtsstunde dieser Weltanschauung! Nicht erst am Ende der liberalen Epoche, nicht erst in der Brust der Epigonen und Nachläufer wühlte der Zerfall. Das Kranke sah an der Wiege des 19. Jahrhunderts.

Das Jüdische, gelöst aus den Schranken seines Volkstums und seiner Kultur, war ein Teil von dieser zersetzenden Kraft. Gelöst, hat es die allgemeine Auflösung beigetragen. Entwurzelt, hat es andere aus dem Boden gerissen. Humboldt ließ sich entwurzeln und half mit, die auflösende Macht des Jüdischen zu entfesseln. Vielleicht liegt die Tragödie des Liberalismus in seiner Symbiose mit dem Jüdischen beschlossen.

So steht die doppelte Einsicht vor uns: Der Liberalismus trug von Beginn an sein Ende mit sich, da er vergaß, daß die Völker natürliche Gebilde mit Blut und Seele und Geschichte sind und daß solche Tatsachen dauerhafter und lebensfähiger in der Welt stehen denn die leise Erfindungen eines abstrakten „Menschen an sich“, den es weder religiös noch religiös gibt.

# 1807-1808

## Der Friede von Tilsit

Von Dr. Hans Hausperr

Unter dem Titel „Erfüllung und Befreiung“. Der Kampf um die Durchführung des Tilsiter Friedens 1807/8 (Lein. RM. 11,80), erschien von Dr. Hans Hausperr in diesen Tagen in der Hanseatischen Verlagsanstalt eine wissenschaftlich umfassende Darstellung der Geschichte des Kampfes um die Durchführung dieses Friedens. Neben dem hohen historischen Wert wird die Arbeit ein aktuelles politisches Interesse erwecken, denn unausgesprochen zeigt sie die Parallelität der französischen Methoden in der Interpretation von Friedensverträgen, namentlich in Bezug auf den Versailler Friedensvertrag. Dieser Arbeit, die erstmalig historisch getreu die Maßnahmen zur Durchführung des Tilsiter Friedens auf Grund eines eingehenden

Aktenstudiums darstellt, kommt auch in sofern eine hohe Bedeutung zu, als sie das Bild des Freiherrn vom Stein, der fälschlicherweise von einer oberflächlichen Geschichtsschreibung bis in unsere Tage hinein als Erfüllungspolitiker angesehen wird, ins rechte Licht rückt. Wir veröffentlichen daraus nachstehenden Auszug:

Vor uns liegt eine Mappe, gebunden in tiefblauem Samt. Von dem dunklen Grunde hebt sich die Goldstickerei, die ihn im breiten Streifen umrandet, prunkvoll ab. In den vier Ecken ragen französische Kaiseradler, ebenfalls in Goldstickerei, mit dem Kopf und mit den Flügeln in die Fläche hinein. Und in der Mitte, im Lorbeerkranz, strahlend als alles übrige, leuchtet das große, goldene „N“ Napoleons.

Wie eine Fanfare des Sieges steht dieses „N“ über dem Friedensvertrage von Tilsit. Man könnte denken, der Glanz gelte diesem Triumph der französischen Waffen, wie er sich in der Urkunde ausdrückt; aber alle Staatsverträge des ersten Kaiserreichs sehen so aus, nur bedeutete in jenen Jahren jeder Vertrag Napoleons einen neuen Sieg.

Es ist auch nicht das Papier, das die Unterhändler am 9. Juli 1807 in Tilsit wirklich unterzeichnet haben; das sieht weit bescheldener aus. Es ist die nachträgliche Ratifikation, die Napoleon drei Tage später in Königsberg vollzogen hat. In merkwürdigem Gegensatz zu der prunkvollen Sorgfalt, mit der das Schriftstück ausgestattet ist, steht die Flüchtigkeit, mit der es ausgefertigt wurde. Das Datum ist nicht in Ordnung, die Tagesangabe, die noch eingetragen werden sollte, fehlt; und Napoleon hat sich in der Eile nicht einmal die Mühe gegeben, die Urkunde gerade vor sich hinzulegen; seine Unterschrift steht fast senkrecht auf dem Blatt. Der Handelnde war eben über den Vertragstext schon hinaus, die Ausfertigung war ihm nur noch Formsache.

Wir haben die Mappe aufgeschlagen. Die Finger gleiten über die weiche Raugigkeit des weißen Leders, aus dem die Seiten bestehen, und wir vertiefen uns in den Inhalt.

Das große Opfer des Friedensdiktates waren die Gebietsabtretungen. Preußen verlor das Land, aus dem Brandenburg erwachsen war, die Altmark mit Tangermünde, Stendal und Salzwedel. Preußen verlor die Erwerbungen aus den Religions- und Erbchaftskämpfen kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege, den Rest von Cleve, die Grafschaft Mark und Ravensberg. Preußen verlor den Gewinn des Westfälischen Friedens, Magdeburg, um das zuletzt noch die Königin Luise vergeblich gebeten hatte, mit dem linkselbischen Teil des alten Erzbistums und Halberstadt. Preußen verlor Ostpreußen, die einzige westliche Erwerbung Friedrichs des Großen. Preußen verlor das alt-hohenzollerische Wartheuth, das gerade 15 Jahre mit der Krone vereinigt war. Preußen verlor selbstverständlich den ganzen Zuwachs der napoleonischen Zeit, den es durch Frankreichs Hilfe für früheres Wohlverhalten bekommen hatte, die „Entschädigungsländer“ Münster, Paderborn, Bielefeld und schließlich das kurz vor dem Kriege besetzte Hannover. Preußen verlor also alles Land westlich der Elbe, es mußte auf alles verzichten, womit es in den westdeutschen Raum hineingewachsen war; in Zukunft hatte es keinen Anteil mehr an der westeuropäischen Politik.

Im Osten nahm der Friede den weitaus größten Teil der Erwerbungen aus den polnischen Teilungen. Seit 1793 waren Posen und Kalisch, seit 1795 Warschau und Bialystok preussische Städte; als Südpreußen und Neupreußen bildete das Gebiet bis zur Pilla, zur Weichsel, zum Bug und zum Njemen preussische Provinzen. In unseren Augen ist der Verlust mehr eine Entlastung von allzuvielen nicht-deutschen, kaum einzuwendenden Untertanen, ist der Verzicht ein heilsamer Zwang zur Deutschheit. Die Zeit empfand anderes: als der Freiher von Stein wenige Wochen vorher in seiner Kassauer Denkschrift die Grundlinien für einen Neubau Preußens zog, dachte er in erster Linie an die ehemals polnischen Provinzen, die eben mit großen Opfern an Kraft und Geld zu preussischer Ordnung und preussischem Wohlstand gebracht waren. Die peinlichste Aberration bei den Abtretungen im Osten war es, daß auch der Verbündete des Krieges ein Stück aus der Beute nahm: Rußland erhielt Bialystok und Tauraggen. Alles übrige fiel dem Kurfürsten von Sachsen zu, es bildete das neue Herzogtum Warschau.

Nur die Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen, die Friedrich der Große in der ersten polnischen Teilung hergestellt hatte, konnte Napoleon nicht ganz nehmen, weil der Herz widerstand. Die Provinz Westpreußen blieb erhalten; sie wurde nur stark beschnitten. Im Süden fiel der ganze Lauf der Neße, bis sie bei Driesen auf neumärkisches Gebiet trat, und der Bromberger Kanal, den der große König angelegt hatte, an Warschau, ebenso das ganze Kulmerland. Nur Graudenz als eine der wenigen preussischen Festungen, die sich bis zum Ende des Krieges gehalten hatte, blieb preussisch. Im Norden entstand als Vorläufer der Versailler Gründung der Freistaat Danzig, der die Weichselmündung sperrte; nur die Mogat verblieb Preußen.

## Des Toten Tatenruhm



Besti stirbt, Sippen sterben,  
Du selbst stirbst wie sie.  
Doch Nachruhm stirbt nimmermehr  
Den der Wadte gewinnt.

Besti stirbt, Sippen sterben,  
Du selbst stirbst wie sie.  
Eines weiß ich, das ewig lebt:  
Des Toten Tatenruhm.

Sittengebüß der Edda

## Gefolgschaft! „Führer, befehl — wir folgen!“

Die Parole, die ein neues Deutschland im Marschtritt der braunen Kolonnen heraufbeschwor, lebt schon seit Urzeiten in der heldischen Gesinnung des nordischen Menschen. Leonidas in den Thermopylen, Wikingereinfahrten bis an das Ende der Welt, Ordensgenossenschaften im deutschen Osten . . . . alles das ist uns verpflichtendes Sinnbild, welches die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des nordischen Menschen formt.

## Aus dem neuen Jugendbuch Gefolgschaft!

Vom Gemeinschaftsleben unserer Vorfahren. Von Ernst Wagenführ. Mit 12 Kunstdrucktafeln und vielen Abbildungen. Leinen ca. RM. 3,60.

Es war ein Diktatfriede. Die Möglichkeit, zu verhandeln, hatten die Preußen nicht gehabt. Sie waren in dem Kriege so schwer und im ganzen so ruhmlos geschlagen, daß Napoleon auf sie keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Der Waffengeführte des Krieges, der Jar Alexander, paktierte mit dem Sieger und legte mit ihm die Friedensbedingungen fest. Die Bestimmungen, die Preußen aufgezwungen wurden, bildeten einen wichtigen Bestandteil des russisch-französischen Vertrages, der bereits am 7. Juli unterzeichnet war; erneute Verhandlungen mit Preußen hätten die Vereinbarungen, die Napoleon glücklich mit seinem neuen Freunde abgeschlossen hatte, nur in Frage gestellt. Preußen brauchte nur noch zur Unterschrift gezwungen werden; an seiner Stelle wurde ihm etwas nachgegeben. Die Bedingungen wurden mit manchen Unterbrechungen durch wichtigere Geschäfte von Talleyrand einfach mitgeteilt, Landkarten zur Prüfung der Gebietsabtretungen konnten die Preußen gar nicht erst heranziehen. In dumpfer Niedergeschlagenheit hat Graf Goltz, der preussische Außenminister, im Vertrauen auf künftige, bessere Beziehungen zu Frankreich, hat der Feldmarschall Graf Kalkreuth, der militärische Unterhändler, am 9. Juli 1807 die Unterschrift gegeben.

# Abessinien

VON PROFESSOR DR. ENNO LITTMANN

Im abessinischen Hochlande herrscht die tropische Regenzeit, am Roten Meere die mediterrane. Erstere dauert von April bis September; sie wird aber in die „kleine Regenzeit“ (April bis Juni) und in die „große Regenzeit“ (Juli bis September) eingeteilt. Schon während der kleinen Regenzeit ist das Reisen manchmal schwierig, während der großen ist es fast ganz unmöglich; in dieser regnet es Tag für Tag, wie wenn alle Schleusen des Himmels geöffnet wären. Daher wurden auch von jeher in Abessinien Reizege nur während der trockenen Jahreszeit geführt. Wie aber auch schon die kleine Regenzeit wirken kann, zeige eine Stelle aus meinem Reisebericht über die Deutsche Äthiopien-Expedition: Am 19. April 1906, mittags um 1.15 Uhr, errichteten wir unsere Zelte bei der Festung Abi Gaié, die schon in der Colonia Eritrea liegt, südöstlich von Asmara. Plötzlich kamen mit Windeseile düstere Wolkenmassen von allen Seiten dahergejagt und trafen mit elementarer Gewalt aufeinander: Gewitter entluden sich auf allen Seiten. Und ehe wir uns dessen versahen, kam ein Hagelschauer über unser Lager: nur die ersten Hagelkörner waren von gewöhnlicher Größe; aber kaum hatten sie zu fallen begonnen, als auch schon schweres Geschütz zu krachen anfang. Es war ein richtiges Chaos; es donnerte wie auf einem Schlachtfelde. Wir legten uns schon die bange Frage vor, ob die Zelte dem Anprall standhalten würden. Doch alles ging glücklich und ohne Unfall vorüber. Als Hagel und Regen aufgehört hatten, hörten wir plötzlich ein gewaltiges Getöse in der Nähe unseres Lagers: das war das Rauschen eines Sturzbaches, der innerhalb einer halben Stunde entstanden war und nun zu ungeheuren Dimensionen anstach. Mit rasender Geschwindigkeit, sich in Strudeln überstürzend, wälzte er sich in dem soeben noch trockenen Flußbette dahin. Gegen Abend zeugte nur noch die nasse Erde im Flußbette von dem mächtigen Strome.

Der Krieg in Abessinien hat begonnen. Unter der zahlreichen Literatur, die der Konflikt zwischen Italien und Abessinien in Deutschland hervorgerufen hat, nimmt die Schrift des bedeutenden Tübinger Orientalisten Prof. Dr. Littmann „Abessinien“ (kart. RM. 2,60), eine besondere Stellung ein. Sie hat nicht den Ehrgeiz, in politische Fragen einzugreifen oder Möglichkeiten irgendwelcher Art zur Lösung des Konflikts zu erwägen. Sie stellt vielmehr eine kleine aber das Wesentliche enthaltende Land- und Volkskunde dar und will dem ernsthaft interessierten Leser jene Kenntnisse von Land und Volkstum des letzten schwarzen Kaiserreichs vermitteln, die es ihm ermöglichen, sich selbst ein zuverlässiges Bild des Geschehens zu verschaffen. Wir veröffentlichen aus dieser Schrift nachstehenden Auszug:

Das Ende der Regenzeit fällt ungefähr mit dem Beginn des neuen Jahres zusammen.

Die mediterrane Regenzeit am Roten Meere, die in unseren Winter fällt, bringt im allgemeinen nur sehr wenig Niederschläge. Aber sie ist doch für die Halbnomaden am Ostrand des Hochlandes von großem Vorteil. Diese Stämme — es handelt sich hier allerdings hauptsächlich um Stämme in der Colonia Eritrea — haben infolgedessen zwei Regenzeiten und zwei Ernten, und bei ihrem Vieh gibt es zweimal im Jahre Junge.

Die Bodenschätze Abessiniens sind erst in neuester Zeit näher bekannt geworden. In früheren Zeiten wurden von den Einheimischen nur Gold und Salz ausgebeutet. Gold wurde von jeher dort gefunden; es war wohl meist Wafschgold. Schon um 1900 konnte man in London Ringe und Knöpfe aus „Abyssinian gold“ kaufen. In der Colonia Eritrea wurde um jene Zeit ein Goldbergwerk gegründet, das freilich nur geringen Ertrag lieferte. Die einheitlichen Goldvorkommen befinden sich im Südwesten des Kaiserreiches. Salz ist in Abessinien sehr geschätzt. Stangen aus Steinsalz gelten als Scheidemünzen. Ein großer Salzsee in der Nähe von Aschibuti wird jetzt von den Franzosen mit gutem Gewinn ausgebeutet, während der Salzberg von Assale auf abessinischem Gebiet, nahe der italienischen Grenze, von den Einheimischen mit primitiven Werkzeugen bearbeitet wird; er loßt zu planmäßiger Ausbeute. Noch mehr aber loßt der nicht weit davon liegende Quellsee von Dallol mit seinen Ablagerungen von Magnesium und Kalz. In neuerer Zeit sind Lager von Eisen, Blei, Kupfer und Platin entdeckt worden, ferner Steinkohle und Braunkohle; auch Petroleum soll durch Bohrungen gewonnen sein.

## Aus Briefen an die Hanseatische Verlagsanstalt

... Wenn ein Verlag beste Sachkenner zu Worte kommen läßt, die Bild und Urteil für die Entwicklung der Ereignisse bei uns und der Welt schärfen, so wird er gerade heute dem Bedürfnis großer Leserkreise entgegenkommen. Ihre Arbeit gilt aber auch den ewigen Werten, aus denen ein Volk lebt. Sie geben Rüstzeug für das geistige Ringen, das die gegenwärtige nationalsozialistische Revolution im tiefsten Sinne ist; und besonders dieses Bestreben sollte in allen Kreisen Anklang finden. Darum verfolge ich Ihre Verlagserscheinungen aufmerksam und wünsche Ihnen besten Erfolg.

Stuhlmacher Alfred Witz. Haben, Lebenheim in Thür.

... Die Hanseatische Verlagsanstalt ist zu einem Begriff geworden, der aus dem geistig-politischen Leben der Nation nicht weggedacht werden kann. Mit Begeisterung hat sie die Ideale vol-

lischen Daseins verfochten, als dies noch wenig opportun war. Zielführend ging sie ihren Weg. Erst heute können wir rückblickend erkennen, welche wertvolle Vorarbeit sie durch ihre Veröffentlichungen für das Wiedererwachen der Nation leistete und leistet.

Wops. Lang, Maschinenbauer, Drühl-Rochow.

... In wirksamer Form machen Sie breitere Kreise auf Werte aufmerksam, in denen einerseits die nationalsozialistischen Gedankengänge die verschiedenen Funktionen des Staates durchdringen und befruchten und die andererseits dem Leser den Horizont weiten und ihn auf einen Blickpunkt außerhalb des Reiches stellen.

Ich wünsche Ihrem Verlage weiteren Erfolg.

Winkler, Oberst und Kommandant, Oppeln.

## Nespoli und der Großtyrann

VON WERNER BERGENGRUEN

Werner Bergengruens neuer Roman „Der Großtyrann und das Gericht“ (Leinen RM. 5,80), dem wir nachstehenden Auszug entnehmen, ist ein Werk, das in dichterischer Form und philosophischer Deutung Probleme staatlichen und menschlichen Gemeinschaftslebens gestaltet. Die spannende dramatische Handlung, die hohe Kunst des Dialogs, die Kraft der dichterischen Sprache machen sein Werk zu einer bedeutenden Erscheinung. Diese Geschichte, die in einer kleinen Renaissance-Stadt spielt und einen Großtyrannen zeigt, der um der Wahrheit willen eine ganze Stadt in Versuchung führt, ohne selbst der Versuchung zu erliegen, ist ein großartiges Zeitgemälde, das ebenso gültig die tiefsten Fragen menschlichen Daseins, Herrschaft und Gerechtigkeit, gestaltet, wie es auch Zeugnis ist für ein hohes dichterisches Können.



Nespoli fuhr fort: „Daß aber die Herrlichkeit einen Zufall zum Nichter über mich setzen will, nachdem ich ihr anderthalb Jahrzehnte gedient habe —“

„Es ist wahr, Massimo, du hast mir anderthalb Jahrzehnte gedient. Allein glaube nicht, mir mit deinem Dienen ein Geschenk gemacht zu haben. Du hast Sold und Wappenbrief, Haus, Felder, Weinberge und Leute dafür erhalten. Mehr noch, ich gab dir die Möglichkeit, so zu leben, wie es deine innerste Natur verlangt. Ist einer im Debet, so bist du es.“

„Es ist nicht fürstlich, zu rechnen.“

„Du hattest die Rechnung begonnen, nicht ich. Fürstlich aber ist es, Verleumdungen zu überhören, die ein Niedrigerer im Horn auspricht. Täte ich dergleichen nicht, es stünde übel um deinen Kopf.“

„Ich sagte es der Herrlichkeit bereits: ich hänge nicht mehr an ihm! Aber nun will ich wissen, was die Herrlichkeit mit mir vorhat! Und warum will sie mich verderben?“

„Wir mißverstehen uns“, antwortete der Großtyrann. „Es handelt sich nicht um einen Menschen namens Nespoli, sondern um den Vorsteher derjenigen Behörde, welcher die Sicherheit meiner Person wie des Staates aufgegeben ist.“

Nespoli sprach jetzt überlaut, mit einer Erregung, die sich bei jedem Wort mehrte und ein Rauschen in seine Stimme brachte.

„Ich könnte nach allerlei Hilfsmitteln greifen. Ich brauchte nur die Schuld auf einen jener Auswärtigen zu werfen, die am Morgen nach

der Tat unsere Stadt verlassen.

Ich brauchte nur irgendeinen schlecht beleumundeten Lumpen zu verdächtigen und ihn bei der Gefangennahme in einem Kampfe um sein Leben kommen zu lassen, ich brauchte nur —“

Er brach ab, er hatte die Miene des Großtyrannen wahrgenommen. „Vergib, Massimo, wenn ich lächle“, sagte dieser. „Aber es ist mir bei deinen Worten jenes Wäschermädchens eingefallen. Seihe dich getrost auf die Lippen, ich werde vergessen, daß ich dies Lippenbeißen gesehen habe; denn es ist mir ja nichts an deiner Beschämung gelegen.“

„Ich leugne ja nicht, mich in dieser Angelegenheit getäuscht zu haben!“ rief Nespoli.

„Richtig!“ sagte der Großtyrann. „Du hattest dich getäuscht. Aber wir wollen, — ich glaube, ich tat das bereits bei unserem letzten Zusammensein, — den Sinn dieser Worte deutlicher werden lassen und also sagen: du hattest dich einer Täuschung schuldig gemacht oder doch eines Täuschungsversuches. Dieser Versuch gelang dir bei dir und mißlang dir bei mir. Antworte mir nicht, Massimo, du sollst davor bedauert sein, Worte zu sagen, welche dir leid sein würden. Ich glaube, es möchte dir bedauerlich sein, wenn wir unser Gespräch endigen. Auch verlangt es mich nach Bewegung und nach freierer Luft, als sie sich hier darbietet. Darum gehe hinein und hole mir den Schlüssel des Mauerpfortens.“

## Heinz Steguweit: Student und Arbeiter

Heinz Steguweit, der Dichter des Romans „Der Jüngling im Feuerofen“, veröffentlicht in diesen Tagen in unserem Verlage ein neues Werk „Herzbruder und Lumpenhund“ (Leinen RM. 4,50), eine Geschichte, die in volkstümlicher Art das Problem der Volksgemeinschaft dichterisch gestaltet. Wir schätzen Heinz Steguweit als einen jener Kämpfer, deren Kräfte aus dem gegenwärtigen Kampf um das neue Deutschland gewachsen sind. Aus seinem neuen Werk veröffentlichen wir nachstehenden Auszug.



„Meine Herren, Sie haben Wünsche —“

Der Rektor sagte es, den Fingern in der Hand haltend, mit über-rumpelten Augen den Fünfferrat mustern, der so umständliches ins Kabinett gedrungen war.

Horst Tiburtius trat vor, doch zog er den Kommilitonen Klaus Vollmering am Ärmel nach.

„Eure Magnifizenz mögen verstaten...“

Magnifizenz! Mein Herz wollte Abstand nehmen, aber der Rektor guckte die Studiker sehr väterlich an. Horst meinte also:

„Eure Magnifizenz mögen verstaten: Den Streit mit den Arbeitern nehme ich auf meine Rappe —!“

„Ich schäke Ihre Ideale, Herr Tiburtius, doch steht es weder in Ihrer Macht noch in der meinigen, ein Verfahren niederzuschlagen, das der Polizei gehört —!“

„Ich darf frei reden, Eure Magnifizenz —“

„Ich fordere es von Ihnen, junger Freund —!“

„Nun: Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Ein altes Sprichwort. Hier steht der Mauerpolier Zapp, neben ihm der Zimmermann

Himmert Lorenzen. Ich selber brachte mit den Kommilitonen Vollmering und den Arbeitslosen Johannes Leinen mit. Ich spreche also im Namen aller Beteiligten, wenn ich Sie bitte, der akademischen Ehre Seidelburgs zuliebe bei den Behörden der Polizei wie der hohen Justiz...“

„Halt! — Junger Freund, Sie verirren sich! Jawohl, Sie vergessen, daß ich dem Unterrichtsminister verpflichtet bin. Ich wittere politische Absichten, die leider nicht so geartet sind, daß ich ihre Agitation hier dulden dürfte.“

Horst Kopf glühte. Trotz aller Beherrschung glomm ein Horn in dieser Note. Der Rektor schritt einmal auf und ab, indes Herr Severin Bastian ein Büchlein zückte und Notizen machte. Dann blieb der hohe Magnifizenz stehen: „Die Krawalle müssen ein für allemal aufhören, meine Herren!“

Horst entlud sich: „Ich stehe dafür ein! Wir alle stehen dafür ein!“

„Redensarten. Morgen geht die Knallerei noch wilder los. Die Polizei muß wissen, wer gestern geschossen hat. Und die Justiz muß die Untat sühnen. Wohin treiben wir in Deutschland —“

„Das glaube ich besser zu wissen, Magnifizenz!“ Herr Bastian räusperte sich, dann hat er uns Wort:

„Meine Herren, ich habe große Bedenken vor alle die revolutionäre Maschinen. Meine Vorschläge hat vieles Geld nicht gestiftet für Streit und Räuberei. Gut so —?“

Hätte ich den Abnungsalen am Samstags küssen dürfen. Was wußte er von uns? Wieder grollte der Rektor: „Ich weiß mich einig mit dem Senat. Ich habe nichts mehr zu erwidern —“

„Aber ich“, meinte Herr Tiburtius, er wurde ganz schlaun mit der Stimme, „mit alle kennen den Schützen von gestern —!“

„So —?“ „Aber nicht einer wird ihn verraten. Auf Ehre!“

Der Rektor stand eine Weile unbeweglich da; langsam und stotternd sammelte er sich wieder, trat dicht vor unsre Reihe, schluckte: „Maurerpoller Hupp, Sie sind ein gereifter Mann, — wissen Sie, wer die junge Studentin niedergeschossen hat? Verraten Sie doch meine Unruhe, meine ganze Lage —“

Hupp knietete den Hut in den Fäusten, nagte am Schnurrbart und antwortete heiser: „Ich weiß es, — ich sage es nicht —“

Die Magnifizenz saß in den Zesseln. Der Mann dauerte mich. Er zog ein Taschentuch, tupfte sich erschöpft die Stirn: „Hat noch jemand eine Frage —?“

Der Hamburger meldete: „In acht Tagen wär' also das Nichtfest, Herr Rektor —.“ „Wieso Nichtfest —?“

„Ich meine nur, Herr Rektor. Es ist dann so üblich, daß die Arbeiter

ein Häßchen kriegen. Und was zu essen. Vom — vom Bauherren, Herr Rektor —“

„Ich bin weder Bauherr, noch habe ich Laune zum Feiern. — Wenden Sie sich an Herrn Bastian —“

Der Amerikaner zuckte: „Was ist ein Nichtfest —?“ Wir erklärten es. Dreimal. Siebenmal. Zuerst ich. Dann der unselige Poller. Endlich wir alle miteinander, — vergeblich, der Trompetenschmied bedauerte: „Bei uns in Amerika ist keine Nichtfest bekannt. Ich haben keine Marken und keine Pfennige für so eine Nichtfest. Gut so?“

Der Hamburger wollte seine Bitte zum achtenmal wiederholen, — Herr Tiburtius winkte brüskten Tones ab:

„Magnifizenz, mögen Polizei und Justiz ihrer Ämter walten, — wir sind gerüstet!“

Der Alte sprang auf, paulte die Faust grausam auf den Tisch, daß das Tintenfaß häßte: „Wer ist wir? Was heißt wir —?“

„Wir alle! Wie Studenten! Und die Arbeiter dazu —!“

„Was bedeutet das?“ „Heute noch nehme ich jedem den Eid ab: Keiner weiß, wer geschossen hat! — Glück auf, Magnifizenz!“

Der Gelehrte begriff die Welt nicht mehr. Wo wir bis zur Selbstentäußerung um eine neue Ordnung kämpften, wo ich als gestrandeter Bürgerföhn einen neuen Marschtritt trommeln hörte, dort witterte er ein Chaos ohnegleichen. Nie und nimmer war der Mann schlecht, er hatte nur auf einen Widerhaken gebissen, von dem er nicht loskam, es sei denn unter Schmerzen, die er fürchtete. —

## Ein statistisches Märchen

VON PROF. DR. ERNST WAGEMANN

Präsident des Instituts für Konjunkturforschung. Leinen RM. 7,80

Das Buch, dem wir nachstehenden Anzueh entnehmen, heißt „Narrenspiegel der Statistik“. Die Ursache eines statistischen Weltbildes, und hat Prof. Dr. Ernst Wagemann zum Verfasser. Es stellt nichts Geringeres als einen Weltspiegel der Statistik dar. Prof. Wagemann läßt einen Blick von hinter die Kulissen der statistischen Arbeitsmethoden und gewährt uns einen Einblick in die statistischen Denkprinzipien. Dieses Werk, das nicht in trockenem Gelehrtenstil geschrieben ist, sondern sich an den werten Kreis derer, die an wissenschaftlichen Problemen in unserer Zeit Freude haben!

Bei der Verschaulichkeit, der wir uns bei der Betrachtung all dieser statistischen Probleme verschrieben haben, halten wir uns für verpflichtet, diese ihrem Wesen nach höchst einfache, in der schriftlichen Darstellung aber etwas schwierigere Frage durch eine leicht und recht zu diesem Zweck erfundene indische Erzählung zu veranschaulichen:

Es war einmal ein König, der wegen seiner Sparfameit bekannt und gefürchtet war. Er besaß ein liebevolles Töchterlein, das er nur einem sehr reichen Freier vermählen wollte. Seine Weisheit gehet ihm dabei, auch auf die Entwicklungsmöglichkeiten und die Zukunft dieses Reichthums zu achten.

Als die Zeit gekommen war, da stellte sich ein Prinz ein, dem einmal ein großes väterliches Erbe zufallen sollte. Die Auseinandersetzungen, die sich zwischen dem König und dem Freier entspannen, entsprachen nun allerdings nicht der aller Rechenhaftigkeit abholden Märchenwelt. Sie sind aber gut geeignet, unseren Leser in die hier nun einmal notwendig gewordenen Gedankengänge einzuführen. Denn der König rechnete kühl und nüchtern dem Prinzen folgendes vor: „Du wirst dereinst über ein Reich herrschen, das in zehn Jahren an Ackerfrüchten das Dreifache bringen wird, das es jetzt trägt. Doch wird mir berichtet, daß die Ausbeute aus den Gold- und Silberbergwerken des Landes auf die Hälfte zurückgehen wird.“ Der Prinz aber, der sich ganz wie im Märchen auf den ersten Blick in die Königstochter verliebt hatte, raffte seine statistischen Kenntnisse zusammen und rechnete mit einem diamantenen Griffel auf einer goldenen Tafel dem König folgendes vor: „Die Acker, deren Erträge jetzt gleich 100 sind, werden — wie Du selbst zugibst — später 300 bringen. Laß die Bergwerke in ihrer Ausbeute von 100 auf 50 zurückgehen; meine Einkünfte werden trotzdem durchschnittlich um 75 v. H. anwachsen.“ Der sparsame und daher sehr zweifelhafte König aber erwiderte: „Zieh her, mit demselben Recht, mit dem Du Deine gegenwärtigen Erträge sowohl aus den Acker als aus den Bergwerken gleich 100 sehest, sehest Du die zukünftigen gleich 100. Dann müssen wir Deine gegenwärtigen Erträge aus den Acker gleich 13 1/3 und Deine Bergwerksausbeute gleich 200

sehen. Du mußt also einsehen, daß Ihr jetzt reicher seid, als Ihr später sein werdet. Wie könnte ich das Glück meiner Tochter einem solchen der Verarmung verfallenen Freier anvertrauen?“

Da guckten sich der König und der Prinz dumm an, und jeder wunderte sich über die Klugheit des andern. Die Prinzessin aber, die — wie die Prinzessinnen im Märchen zu tun pflegen — hinter einem seidenen Vorhang gelauscht hatte, konnte nur mühsam ein Schluchzen unterdrücken. Sie begab sich schleunigst zum Großvater und bat ihn händeringend, ihr zu helfen. Dieser erbatnte sich ihrer und ließ einen alten Magler kommen, den er vor den König zu bringen wußte. Unter Zaubersprüchen und Beschwörungsformeln schrieb dieser folgendes hin:

| gegenwärtiger Wert | zukünftiger Wert |
|--------------------|------------------|
| 100                | 300              |
| 100                | 50               |

geom. Mittel:  $\sqrt{100 \cdot 100} = 100$   $\sqrt{300 \cdot 50} \approx 122,5$

„Die Einkünfte des Prinzen, o König“, so rief er salbungsvoll aus, „werden sich in zehn Jahren um gut ein Fünftel erhöhen.“ Aber diesen Ausspruch freute sich der Prinz; aber der König sehte eine süßsaure Miene auf; er hatte sich die Zukunft seines Töchterleins rosiger ausgemalt. Betrübte wollte der Freier von dannen gehen. Da war die Prinzessin außer sich. Sie klagte ihrer alten Kammerfrau ihr Leid. Die aber wußte von einem alten Schärer, der schon vielen Leuten geholfen hatte. Er fragte schlicht heraus, was dieser ganze Hokusfokus solle. Man solle ihm sagen, wie groß die Acker- und Bergwerksfrüchte in runden Zahlen denn wirklich seien. Davon hatte man bisher schamhaft geschwiegen. Nun kam es heraus, daß die Acker jährlich 5 Milliarden, die Bergwerke 1 Milliarde Dinare erbrachten. Nachdem der Schärer eine ganze Weile mit seinen Fingern herumgerechnet hatte — denn er konnte nicht schreiben und lesen —, verkündete er, daß der Reichthum des Prinzen sich weit mehr als verdoppeln würde. Er hatte nämlich folgende einfache Betrachtung angestellt und damit auch tatsächlich das Richtige getroffen:

|   |        |
|---|--------|
| 5 | 15     |
| 1 | 1 1/2  |
| 6 | 15 1/2 |

Da umarmte der König voller Seligkeit den Prinzen und seine Tochter, und in beiden Reichen herrschte eitel Freude.



## Vereins für die Geschichte Berlins

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben von

Hans Martin.

Einundvierzigster Jahrgang.



1924.

Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin O 27.

Druck von Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68. Kochstr. 68—71.

## Inhalt.

### Größere und kleinere Artikel.

- Clauswitz, Paul, Dr., Elisabeth Christine. S. 26.  
 — Das gemietete Haus der Königin Elisabeth. S. 53.\*  
 Dasselberg, Selir, Willibald Alexis und Friedrich Wilhelm III. S. 57.  
 Doest, Bernhard, Aus den Tagebüchern der Berliner Schauspieler  
 Friedrich und Ferdinand Käßling. S. 71.  
 Hummel, Georg, Johann Erdmann Hummel, ein Berliner Künstler-  
 leben. S. 1.\*  
 Kacher, Ernst, Dr., Die Amtsketten der Berliner Kommunalbehörden.  
 S. 61.  
 Kehr, Prof. Dr., Ein Jahrhundert preussischer Archivverwaltung. S. 17.  
 Ketsch von Stradonitz, Stephan, Dr., über Derfflinger und seinen  
 Landsitz Gutsow. S. 25.  
 Klittenborg, Melle, Dr., Aufbau und Ziele des preussischen Geheimen  
 Staatsarchivs. S. 19.  
 Kugler, Hermann, Dr., Rudolf von Beyer und Goethe, nebst Nach-  
 trägen zu Madame Du Citre. S. 7.  
 — Zum Traum des Domkünstlers Andreas Otto. S. 52.  
 — Märktischer Städtebau im Mittelalter. S. 75.  
 Martin, Hans, 100 Jahre höhere Gärtnerlehranstalt in Dahlem, früher  
 Wildpark. S. 46.\*  
 — Der Ehrenfriedhof in der Hasenheide. S. 52.  
 Rittorius, D., Berliner Stahlfedern und Vogelknochen. S. 67.\*  
 Plumeyer, Karl, Dr., Beiträge zur Geschichte der Berliner Garnison-  
 friedhöfe. I. Die beiden Garnisonfriedhöfe an der Linienstraße.  
 S. 28. II. Die Grabstätten in der Hasenheide. S. 48. III. Der  
 Garnisonfriedhof in der Müllerstraße. S. 52.  
 Pniower, Otto, Prof. Dr., Berliner Eisen. S. 21.\*  
 Steinbrücker, Frau Dr., Cunninghams Schlacht bei Hochkirch. S. 70.\*  
 Tzeglischbeck, Franz, Berlin und das Brandenburgische Füsilier-  
 Regiment Nr. 35. S. 64.  
 Torge, Paul, Dr., Vor dem Prenzlauer Tor. S. 10.\*  
 Volgt, Christoph, Berliner Münzstätten. S. 30.  
 — Ein niederländisches Reisetagebuch vom Jahre 1655. S. 57.\*  
 — Die ältesten Aufzeichnungen Berlins auf der Landkarte. S. 66.  
 Die mit einem \* gekennzeichneten Artikel sind mit Abbildungen  
 versehen.

### Bücherschau.

- Architektenverein zu Berlin, Hundert Jahre seines Bestehens. S. 78.  
 von Auerwald, A., Kloster Heiligengrabe. S. 12.  
 Berthold, D., Beiträge zur Lebensgeschichte Johann Friedrich Ungers.  
 S. 77.  
 von Bismarck, Heinrich Adolf, Begebenheiten und Abenteuer. S. 34.  
 Boll, R., 60 Jahre in Krieg und Frieden; Gedächtnisschrift. S. 15.  
 Brendicke, Hans, Dr., Führer auf der Wanderung durch Alt-Berlin.  
 S. 78.  
 Daudet, Allevard, Cartarin in Berlin. S. 12.

- Drehler, Willy Oskar, Drehlers Kunsthandbuch. S. 14.  
 von Falke, Otto, Altberliner Fayencen. S. 11.  
 Förster, G. S., Das Neue Palais bei Potsdam. S. 54.  
 Gottwald, Franz, Dr., Heimatbuch vom Wedding. S. 76.  
 Henrich, Karl Ernst, Auktionskatalog XCV. Dem Andenken an  
 Cornelius Meyer gewidmet. S. 78.  
 Kania, Hans, Prof. Dr., Die Barberina und die Lichtenau im Lichte  
 der geschichtlichen Wahrheit. S. 11.  
 Kasten, Isidor, Lustiges Panoptikum. S. 75.  
 Krieger, Bogdan, Dr., Berlin im Wandel der Zeiten. S. 54.  
 — Preußen-Kalender 1925. S. 75.  
 Kriebusch, Albert, Dr., Die Ausgrabungen des bronzezeitlichen Dorfes  
 Buch bei Berlin. S. 14.  
 Köpfer, Werner, Brandenburgische Fahrten, Band II. S. 14.  
 Landau, J., „Berlin unter dem Scheinwerfer“. S. 77.  
 Lederer, Franz, Dr., „Uns kann keiner.“ Berliner Humor. S. 13.  
 Lignmann, Berthold, Im alten Deutschland. S. 12.  
 Ostwald, Hans, Kultur und Sittengeschichte Berlins. S. 54.  
 Schmidt-Eberswalde, Rudolf, Sagenschatz des neumärkischen Kreises  
 Königsberg. S. 12.  
 Schulze, Johannes, Briefe Kaiser Wilhelms I., Weimarer Briefe.  
 S. 72.  
 Schulze, Friedrich, Dr., und Naumann, Georg, Die alte Stadt. Mappe II  
 Alt-Berlin, bearbeitet von Otto Pniower. S. 77.  
 Schildenbaed, Hermann, Aus Freydenks vergangenen Tagen. S. 12.  
 von Velth, Adelheid, Aus altpreussischen Tagen. S. 54.  
 von Wendt, Gertrud, Frey gilden Tierat. S. 54.

### Kleine Mitteilungen.

- Martin, Hans, Die Opfer der Revolution in Berlin 1919-20. S. 55.  
 — Staatliche Kunstbibliothek in Berlin. S. 55.

### Berichte.

- Arbeitsnützungen. S. 50, 79.  
 Bericht über das 59. Vereinsjahr 1923. S. 14.  
 Bericht über die ordentliche Hauptversammlung am 26. 1. 24. S. 15.  
 Besichtigungen: Vorhaus in Berlin. S. 55.  
 Höhere Fachschule für Textilindustrie. S. 55.  
 Eckert-Werke A. G. S. 55.  
 Westhofen. S. 55.  
 Kirche in Buckow bei Berlin. S. 55.  
 Potsdam, Pfingstberg. S. 55.  
 Babelberg. S. 55.  
 Nicolai-Haus, Kessing-Museum. S. 55.  
 Sonnenburg. S. 55.  
 Schloß und Park Tegel. S. 55.  
 Schloß Charlottenburg. S. 55.

Besichtigungen: Filmgelände Neubabelsberg. S. 78.  
 Zoologischer Garten. S. 78.  
 Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft. S. 78.  
 Alte Garnisonkirche. S. 78.  
 Geheimtes Staatsarchiv in Dahlem. S. 79.  
 Jahresbericht des Bibliothekars für 1925. S. 15.  
 Gesellschaftsabend. S. 36.

Mitteilungen des Vorstandes. S. 10, 35, 54, 79.  
 Veranstaltungen des Vereins. S. 16, 36, 56, 80.

#### Abbildungen.

Granitschale im Lustgarten um 1830. S. 2.  
 Bearbeitung der Granitschale. S. 3.  
 Schachpartie beim Grafen Ingenheim. S. 4.  
 Die Fermate. S. 5.  
 Kellereingang in der Friedrichstraße um 1830. S. 6.  
 Modernmagazin an der Schloßfreiheit 1828. S. 6.  
 Vor dem Prenzlauer Tor um 1800. S. 10.  
 Berliner Eisen. Ohrringe und Halskette um 1820. S. 22.  
 Der Evangelist Johannes. S. 23.

Berliner Eisen. Rembrand um 1850. S. 23.  
 Kurprinz Karl Nemil. S. 38.  
 Johann Huydecoper, Bürgermeister von Amsterdam. S. 59.  
 Kurfürstliche Lustjacht zu Oranienburg um 1660. S. 41.  
 Ehem. Königl. Gärtnerlehranstalt in Wildpark 1826. S. 47.  
 Dörsches Palais in der Wilhelmstraße. S. 53.  
 Stahlfeder der Firma J. A. Hendels vor 1828. S. 67.  
 Spindelschraubenpresse für Federposen. S. 67.  
 Schneideklappe für Federposen. S. 68.  
 Erste Feder der Firma Heintze & Blandertz. 1852. S. 68.  
 Arbeiterwohnungen von Heintze & Blandertz in Oranienburg. S. 69.  
 Moderne Federn von Heintze & Blandertz. S. 69.  
 Bismarck-Feder von Heintze & Blandertz. S. 69.  
 Landpartie um 1900. S. 69.  
 Stufenfolge der Schnitte bei Federposen. S. 70.  
 Schlacht bei Hochkirch von Cunningham. S. 71.

#### Druckfehler-Berichtigungen.

Seite 52 linke Spalte 4. Zeile von unten muß es statt Schlüter Stüler heißen.  
 Seite 67 linke Spalte oben, 4. Zeile, setze man für Rosenham Rosenheim.



# Haveländischer Erzähler



## Blätter für Heimat, Unterhaltung und Belehrung

Beilage der Potsdamer Tageszeitung / Sonnabend, 18. November 1933.

# Die Reichsleedens

Roman von

Elise von Steinfeller.

(11. Fortsetzung.)

Aber Frau von Wilsen ging nicht, dagegen wuchsen die Zeichen der Nervosität um des sonst so friedvollen Julius Mund und Augenbrauen bedenklich, und leider, trotz all ihrer Warnungssignale, achtete Maria gar nicht darauf. Sie plauderte und plauderte mit strahlenden blauen Augen, als mit gutem Appetit und machte die Anwesenden mit immer neuem Entzücken auf die heute so besonders schöne Aussicht hier vom Balkon aufmerksam. Dazu steckte sie ihre Nase alle Augenblicke in zwei rosa Rosenknospen, die sie am Halsauschnitt angestekt hatte, und die sicher nicht in Friedr. zischeberg gewachsen, sondern aus einem Blumenladen stammten.

„Du bist ja ausnehmend guter Laune, Miezchen, du hast wohl was besonders Schönes erlebt?“

Der mißtrauische Vater konnte nicht umhin, mit rauher Hand in all die Fröhlichkeit hineinzutopern.

„Schönes? Ach, ich weiß nicht! Ich bin nur so vergnügt!“

Beruhigend lachte Maria der Mama zu, die unter dem Tisch mit Fußanklopfen signalisierte.

„Bist du mit irgend jemand zusammen in der Bahn gefahren?“

inquirierte der Amtsgerichtsrat.

„Wieso?“

Maria schaute wie sie rot wurde, und das war ihr entsetzlich unangenehm.

„Man fährt in der Bahn natürlich mit vielen Menschen zusammen. Das pflegt immer so zu sein, lieber Papa!“ meinte sie in kühler Abwehr. Sie fühlte es selbst, daß der Ton nicht ganz richtig war, aber warum examinierte der alte Herr sie denn so? Was sollte das heißen. Offenlich fing er hier in Gegenwart von Frau von Wilsen nicht wieder mit dem geschmacklosen Verdacht an, daß sie „Liebesgeschichten“ machte.

Natürlich, da ging es wieder los.

„Hast du vielleicht zufällig den Grafen Reichsleeden getroffen?“

Frau von Wilsen horchte auf. Sie verstand nicht ganz, Elise redete doch von einem Reichleeder, vielleicht war dies der typische Mädchenverführer. Nein, doch nicht, der Name war anders.

„Ich habe den Grafen Reichsleeden nicht getroffen, Papa, ich habe ihn überhaupt nur neulich hier bei uns gesehen!“ sagte Maria.

„Aber du kennst ihn doch so gut?“

„Ja gewiß, ich kenne ihn, ich glaube sogar, sehr lange schon, aber das geht niemand etwas an.“

„So — ich sollte meinen, deine Eltern hätten Anspruch auf dein Vertrauen!“

„Gewiß, Papa, und wenn es mir einfällt, woher ich ihn kenne, werde ich's auch sagen, aber es ist bis jetzt alles ganz unklar in mir!“

Sie sprach wieder ganz bescheiden, der grollende Vater konnte stolz auf seine Erziehung sein, aber ihr Gesichtsausdruck war vollständig verändert. Alle übermütige Fröhlichkeit war wie weggeschwunden, und die eben noch so lachenden Augen sahen mit fast disto-

närem Ausdruck ins Weite.

Glücklicherweise fand es der Besuch jetzt an der Zeit zu gehen. Frau Ottilie atmete auf.

„Quäle doch das Kind nicht so, Julius!“ bat sie, nachdem sie ihren Gast zur Tür geleitet hatte, und die Situation immer noch gespannt vorband.

„Laß nur, Mama, wenn der Papa eben kein Vertrauen zu mir hat, kann ich ihm nicht helfen. Damit ihr aber nicht denkt, ich verheimliche euch etwas — also ja —, ich bin mit jemand zusammen nach Breslau gefahren, und wir haben uns sehr gut unterhalten, er hat mich sogar bis zu meinem Professor begleitet — da, diese Rosen hat er mir geschenkt — aber es war nicht der Graf Reichsleeden, sondern der Freiherr von Maltin. So, nun wißt ihr's, und ich kann nun wohl auf mein Zimmer gehen?“

Sie warf den Kopf mit der braunen Fleckthronen zurück. Un- sagbar stolz und hochmütig sah das zarte Gesicht aus, als sie nun davonging.

„Da hast du's; warum brichst du aber auch den Streit vom Zaun. Ma tut schon nichts Unrechtes. Sie hat ganz recht, wenn sie sich dein Schikanieren nicht gefallen läßt!“

Stürmisch setzte Ottilie Meidung Tassen und Teller auf ein Tablett, packte die Reste des Kirschbuchsens zusammen, ohne ihrem Mann noch etwas anzubieten, und rauschte nun ihrerseits mit stolz erhobnem Haupte davon.

„Daß du's nur weißt, ich beabsichtige den Grafen Reichsleeden am Sonntag zu Tisch zu bitten!“ warf sie über die Schulter noch zu ihm zurück.

„Das wirst du hübsch bleiben lassen, oder ich lade ihn postwendend wieder aus!“

Der Amtsgerichtsrat schaute nach dem Kopf, hätte sich die Haare gerauft, wenn noch welche dagewesen, und stürzte in sein Zimmer, wo er im Eilmarsch auf und ab rannte.

Ein netter Bruder, ein prachtvoller Bruder, dieser Maltin, kommt hier angereist und macht einem mit allen möglichen Schmeicheleien den Kopf dick, und dann geht er hin und umgürtet die Liebe seines Bruders selbst. Kann man so etwas überhaupt für möglich halten! Eine seine Familie! — Das weiß der Himmel! Von denen kommt mir keiner mehr ins Haus! Ach, und ich Horneich, ich habe ihm vorhin die beiden hübschen Bilder von Maria noch nachgeschickt, die er ja angeblich für seine Forschungen gebrauchen wollte. Zu dumm, daß ich den Brief noch gleich selbst in den Kasten trug — und der Kasten ist nun schon ausgeholt. — Ma warte, mein Vürschchen, die sage ich dir wieder ab. Mich selbst du herren-

lernen!“

Zehntes Kapitel.

Das Hotel „Fürstenhof“ in Friedr. zischeberg war nicht nur ein ansehnliches Logierhaus, in dem die Fremden und vor allem auch die umwohnenden Gutbesitzer abfuhren, sondern auch das Haus, das für alle gesellschaftlichen Unternehmungen die geeigneten Räume hatte. Fast sämtliche Herrschaften, Wäffe, Schreyen und sonstigen Familienfeste hatten in früheren Zeiten darin stattgefunden, und als die Not der Zeit tausende Vergnügungen mehr und mehr ausschloß, hatte es geschäft seine Werten den unzähligen Vereinen geöffnet, die allmählich wie die Pilze aus der Erde wuchsen. Unter



Gärten und der Landesbaumschule erwartete man schon im September 1831 weitere Pflanzen im Werte von 3000 Talern. Auch sonst war man vielfach bemüht, den König durch Geschenke zu erfreuen; Lenné kaufte 1834 und 1837 ferner Palmen und andere seltene Pflanzen. Am 30. Juli 1837 konnte er berichten: „Euer Königl. Majestät Sammlung ist um mehr als vierzig Arten neuer Palmen und palmenartiger Gewächse bereichert worden und steht unzweifelhaft die vollständigste auf dem Kontinent.“ Genaue Verzeichnisse der damals im Palmenhause befindlichen Pflanzen mit Angabe des Vaterlandes, der Werte und dem Orte, aus denen sie bezogen waren, sind erhalten; es waren 1836: 85, 1841: 111 verschiedene Arten.

Der Hofgärtendirektor Zühlke hat hervorgehoben, daß Friedrich Wilhelm III., als er diesen Palmen, den Fürsten der Pflanzenwelt, den heiteren „Tempel“ auf der Pfaueninsel errichtete, nicht nur sein Bedürfnis nach schönen Pflanzensformen befriedigt, sondern auch die Entwicklung des Schönheitsinstinctes seines Volkes gefördert und die erste Anregung zur Verschönerung der Familienwohnungen durch Wintergärten und Füllung derselben mit tropischen Pflanzen gegeben habe; „zur Zeit der Entstehung der Palmenhäuser auf der Pfaueninsel waren sie wenig oder gar nicht bekannt“.

Um auf das Innere des Palmenhauses vorzubereiten, stellte man in Gruppen und einzeln auf dem Rasen Pflanzen mit ausgezeichneten Blattformen auf: die Riesendolde *Heracleum*, den glänzenden Wunderbaum *Nelmus* mit seinen Schirmen, dazwischen den grauen Tabak, indisches Blumenrohr *Canna*, Reis, Mais, Zuckerrohr, Pappirusstauden usw. Welchen Eindruck das ganze machte, ersieht man am zutreffendsten aus folgendem Berichte des bekannten Professors R. G. Carns: „Am 26. September 1833 war ich in diesem Palmenhause. Eben hatte der dort angepflanzte Wald tropischer Gewächse in dem neuen, fein verzierten, säulengestützten Gebäude auf das Beste sich entwickelt, eine warme Herbstsonne durchleuchtete die mannigfaltige Beleuchtung, die Wirkung war anmutig und reich. Zurückgekommen nach Berlin, schrieb ich die nachfolgenden Bemerkungen damals abends in mein Taschenbuch und unbenutzt lagen dann die Blätter viele Jahre lang. . . Wer ist, den nicht einmal, ja öfter die Sehnsucht angewiehet hätte, unter Palmen zu wandeln? — Heute war ich unter ihnen! — Wirklich sind hier die trefflichsten Repräsentanten einer heiter sich entfaltenden, üppigen Pflanzenwelt der Tropengegend in bequemen, anmutig verzierten Räumen versammelt! — Da ist nichts von dem kranken, dumpfigen Leben gewöhnlicher Treibhäuser, nichts von dem grünen Moderbeschlage und der bedrückenden Luft dieser zuweilen etwas unbehilflichen Pflanzenspitäler; nein, in reinen, eleganten Formen erhebt sich die Schranke, welche die hier vereinte Pflanzenwelt mit ihrem künstlichen, durch Röhren warmer Luft erweichten Klima von der äußeren rauhen Natur absondert, und 40 Fuß Höhe und 112 Fuß Länge dieses Lokals bieten Ausdehnung genug, einer uns eben überhaupt erreichbaren Erziehung tropischer Pflanzen einen weiteren, würdigen Raum zu verleihen.“ Und nun folgt eine begeisterte Beschreibung der einzelnen Pflanzenwunder in ihrer lichtdurchfluteten Märchenpracht. Ihr Anblick hat den genialen Berliner Landschaftsmaler Professor Karl Blechen zu mehreren schönen Gemälden begeistert, zum Teil mit Staffage (Odalischen auf einem orientalischen Teppich).

Heinrich von Treitschke hat von Alexander von Humboldt gesagt: „Gleich allen großen Reisenden hatte er schon im Kindesalter sich hinausgesehnt in die ungemessenen Fernen; wenn er im Palmenhause der Potsdamer Pfaueninsel zu den zerklüfteten Blätterfächern emporstarrte, dann stieg die Wunderwelt der Tropen lockend und glänzend vor seinem Geiste auf. Was der Knabe geträumt, ging dem Manne herrlich in Erfüllung.“ . . . und A. v. Humboldt selbst hat geäußert: „Wenn man in dem Palmenhause der Pfaueninsel (ein Denkmal von dem einfachen Naturgefühl unseres edlen hingeschiedenen Monarchen) von dem hohen Altane bei heller Mittagssonne auf die Fülle schiff- und baumartiger Palmen herabblickt, so ist man auf Augenblicke über die Ertrlichkeit, in der man sich befindet, vollkommen getäuscht. Man glaubt, unter dem Tropenklima selbst von dem Gipfel eines Hügels herab ein kleines Palmengebüsch zu sehen. Man entbehrt freilich den Anblick der tiefen Himmelsbläue, den Eindruck einer großen Intensität des Lichts, aber dennoch ist die Einbildungskraft hier noch tätiger, die Illusion größer als bei dem vollkommensten Gemälde.“ Auch Kopisch berichtet, daß man das Palmenhaus mit manchem Akt des Entzückens betreten habe: „Man träumte in Indien zu sein und erblickte mit einer Mischung von Lust und Grauen hier auch, von Gittern überschattet, die südliche Tierwelt, repräsentiert durch lebendige Alligatoren und Schlangen, ja durch das wunderbare Chamäleon, welches spallierend oft alle Farben der blühenden Umgebung widerzuspiegeln schien.“ Es wird erzählt, daß Humboldt den König darauf aufmerksam gemacht habe, daß das Chamäleon seine Augen sabelhaft verdrehen könne, so daß zum

Beispiel eins gen Himmel und das andere gleichzeitig zur Erde zu blicken vermöchte; der König habe erwidert: „Machen meine Konfistorialräte auch.“ —

Der Hofgärtner Gustav Zintelmann, der einst die ersten Palmen aus Passy auf die Pfaueninsel geholt hatte, hat die mehr und mehr anwachsende Sammlung ein Menschenleben hindurch getreulich gepflegt und mit größter Sachkenntnis und Hingabe erhalten. Er ruhte schon fast ein Jahrzehnt hindurch auf dem stillen Waldfriedhof auf der Höhe von Nikolskoe, als das Palmenhaus in der Nacht vom 19. und 20. Mai 1880 niederbrannte. „Ein allgemeiner Ruf des Bedauerns und der schmerzlichen Klage hallte in der gebildeten Welt wider, als die Zeitungen die Kunde von der Zerstörung der Prachtexemplare von Palmen und exotischen Gewächsen brachten.“ Der Hofbaurat Persius meldete dem Grafen Verpoencher, Intendanten der Königl. Gärten, daß die Bemühungen des Hofgärtnermeisters, das zuerst von Fischern wahrgenommene Feuer mit Hilfe seiner Gärtnere und der Übersetzer zu löschen, vergeblich gewesen seien. Auch die von Sacrow, Gladow, Kleinglienitz und Stolpe herbeigeeilten Feuerwehren hätten dem mit immenser Festigkeit um sich greifenden Feuer nicht Einhalt tun können. Nur das Fundament und die Rückwand waren übriggeblieben. Sämtliche Pflanzen waren ein Raub der Flammen geworden; die im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. nach einem Entwurf und Anschlag des Hofbaurats Hesse von dem Hofbauinspektor Häberlin aufgeführte prächtige Glashuppel im indischen Stil war mit dem hölzernen Pfeilerwerk zusammengestürzt, die neue kunstsinvolle Innendekoration war dahin, nichts hatte man retten können. Weder der noch heute auf der Pfaueninsel lebende Gartengehilfe Reinhold Köster, der damals im Palmenhause wohnte, noch der Mitbewohner Mart konnten über die Entstehung des Brandes Auskunft geben. Wahrscheinlich war dieses durch Funkenwurf aus dem Schornstein auf das trockene Holzwerk ohne menschliche Schuld oder Fahrlässigkeit verursacht worden.

Der Brand wurde dem alten Kaiser telegraphisch gemeldet, auch der in Baden-Baden weilenden Kaiserin mitgeteilt. Beide erschienen am 2. September 1880, dem Sedantage, auf der Pfaueninsel, um die Überreste des für sie mit so vielen lieben Erinnerungen verbundenen Palmenhauses zu besichtigen. Obwohl bereits ein Angebot eines neuen Gewächshauses vom 23. Mai vorlag, entschied der sparsame Kaiser, daß von einem Neubau abgesehen werden solle.

Die von der Pagode übrig gebliebenen 1215 Bruchstücke wurden 1882, sorgfältig in Heu verpackt, nach Verständigung der Direktoren Grünow und Lessing, mit zwei Wagen an das Museum in Berlin, Königgräber Straße 120, abgeliefert. Der Kronprinz schrieb diesbezüglich am 8. März 1882 an den Hofmarschall: „Mein lieber Graf Büchler! Ich habe heute mit von Seiner Majestät dem Kaiser die Erlaubnis erbeten, daß die Direktoren des Kunstgewerbemuseums versuchen dürfen, aus den Trümmern der indischen Marmorlaube, welche sich in dem niedergebrannten Palmenhause der Pfaueninsel befand, einen Aufbau herzustellen. Der reiche Schatz indischer Herrlichkeiten, welcher gegenwärtig im Kunstgewerbemuseum aufgestellt ist, bietet Stoff zu Vorbildern und hat auch den höheren Beamten jenes Instituts erwünschte Gelegenheit gegeben, sich mit der Kunst des Landes, aus welchem gedachte Trümmer stammen, vertraut zu machen. Ich möchte Sie daher ersuchen, sich mit den Direktoren in Verbindung zu setzen, damit bald das Nähere besprochen und auch wohl die Marmorstücke von der Pfaueninsel hierher gebracht werden. Ihr sehr ergebener Friedrich Wilhelm.“ —

Die Stelle des einst so berühmten Palmenhauses, das im Bilde auf der reizenden Ausstellung im Marmorpalais zu sehen ist, bezeichnen heute nur einige Bausteine als traurige Überreste.

In der damaligen Wiedermeierzeit aber hat das Palmenhaus den Inspektor F. K. Reil des Großen Potsdamer Militär-Waffenhauses zu folgenden Versen begeistert:

Bewundernd erhebt sich der forschende Blick  
Hinauf an dem Hause der Palmen;  
Aus Zinnen und Säulen mit zerklüftem Schacht  
Spricht Zartheit, verbunden mit Würde und Kraft;  
Schutz bürgend den Bäumen und Palmen.

Hell strömt durch die Wände von blinkendem Licht  
Das Licht auf die Tropengebilde;  
Es glänzt in der Sonne vergoldendem Scheln  
Das gläserne Dach wie von Edelgestein  
Gehüllet in zaubrische Milde.

Und wer sich umfängt vom Wunderhaus her  
Den fesselt's wie himmlische Räume;  
Ein Tempel aus Indiens sabelnder Zeit,  
Von Bäumen aus Edens Gefilden umreicht  
Versetzt in der Fernwelt Träume.

Sicherungsverfilmung

Landesarchiv Berlin

# Preußische Akademie der Künste

**Band:**

**I /**

**332**

**- Ende -**